

Sensationssieg: Bernard Thurnheer über das Wunder von Luzern

Nummer 47 – 22. November 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



4 706900 100761 7
194407 006904
27

Der durch die Hölle ging

Nichts und niemand konnte ihn stoppen: Die Gölä-Story.

Von Rico Bandle

Sturz der Bundesbarone

Wie das Volk die direkte Demokratie in der Schweiz erstritt.

Von Erik Ebnetter und Katharina Fontana

Warum die Syrer Assad verehren

Völkermörder hier, Volksheld dort. *Von Helmut Scheben*

Gambler, Stilist, Feuerkopf
Michael Maar über
Peter Sloterdijk

Heute gehört er zu den Schweizer Superstars. Derzeit bereitet er sich in einem Toggenburger Bauernhaus (Titelbild für die *Weltwoche*) auf seine drei ausverkauften Hallenstadion-Konzerte vor. Doch Gölä alias Marco Pfeuti musste am Anfang unten durch, wurde ausgepöffelt, abgelehnt, verhöhnt. Er kämpfte weiter, biss sich durch und sprengte mit einer CD voller selbstgeschriebener Mundartlieder alle Schweizer Verkaufsrekorde. Rico Bandle zeichnet die Geschichte des erfolgreichsten Mundartsängers nach, die auch eine Geschichte ist über die politischen Gartenzäune und Gräben, die die Schweiz durchziehen. **Seite 20**



Gartenzäune und Gräben: Gölä.

Die direkte Demokratie gilt als urschweizerische Tradition, aber der Bundesstaat von 1848 kannte keine Initiativen und Referenden. Es waren die Bürger, die diese Volksrechte erkämpften und immer wieder gegen Übergriffe von oben verteidigten. Vor allem die Initiative, die 1891 eingeführt wurde, ist bei den Eliten als Unruhestifterin verpönt – zu Unrecht, wie Katharina Fontana in ihrer Bilanz schreibt: «Das Volk hat in 127 Jahren keine verantwortungslosen Entscheide gefällt, keine Minderheiten nach Lust und Laune diskriminiert und die Schweiz nicht in unsichere Verhältnisse geführt – im Gegenteil.» **Seite 32–37**

Philipp Gut traf Richard Schäfer in den Büros von Medienunternehmer und FCB-Präsident Bernhard Burgener in Pratteln. Filmfiguren und Plakate von Champions-League-Finalen zeugen von den Aktivitäten des Hausherrn. Unser Gespräch mit Schäfer drehte sich aber nicht um Fussball – worum es geht, sieht man an den Manschettenknöpfen: roten Boxhandschuhen. Schäfer, eine imposante Figur, sprach in breitem Berner Dialekt über seine verrückte Karriere: Er wurde vom Banker zum erfolgreichsten Boxpromotor der Welt. Oscar De La Hoya und Floyd Mayweather gehörten zu seinen Partnern. Nun plant er mit Burgener einen neuen Coup: eine Art Champions League der besten Boxer weltweit. **Seite 44**

Einst vertrat Taiwan ganz China in der Uno und im Sicherheitsrat. Heute ist die Insel trotz Vorzeigedemokratie und Turboindustrie von der Weltgemeinschaft ausgeschlossen. Hinter der Ausgrenzung steckt China, das Taiwan als Teil

der Volksrepublik beansprucht. Werden auf der Insel die Rufe nach Unabhängigkeit laut, droht Peking mit Invasion. «Vergesst Nordkorea:

Eine chinesische Invasion in Taiwan ist die grosse Gefahr in Asien», titelte jüngst die US-Fachzeitschrift *The National Interest*. Vor den Lokalwahlen am kommenden Samstag hat Urs Gehriger Taiwans Aussenminister Joseph Wu besucht. «Es ist absehbar, dass die Spannungen weiter ansteigen werden», erklärte dieser. **Seite 52**

Helmut Scheben, ehemaliger Redaktor der *Wochenzeitung* und des Schweizer Fernsehens, ist nach Syrien gereist, um zu erfahren, was die Menschen dort

über den Krieg in ihrem Land erzählen. Er bekam überall Klagen gegen den Westen zu hören: «Was haben wir den Europäern getan, dass ihr unseren Präsidenten stürzen wollt? Was haben wir den Amerikanern getan?» Scheben besuchte Homs, Latakia, Tartus und Damaskus, wo ihm die Bewohner versicherten, wie zufrieden sie mit Präsident Baschar al-Assad seien. Wenn dereinst wieder mehr Touristen das Land mit den spektakulären Sehenswürdigkeiten besuchen, könnte es sein, dass Assad immer noch an der Macht ist, bestätigt in mehr oder weniger freien Wahlen, schreibt Scheben. **Seite 48**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler, Sebastian Scholz (*Assistent*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Auftragsmörder

Papst Franziskus und die Abtreibungen.

Von Roger Köppel

Nun also steige ich in eine Debatte ein, von der ich besser die Finger lassen sollte. Schon eine meiner ersten Freundinnen riet mir dringend ab, dieses heisse Eisen anzupacken. «Das ist Frauensache, davon versteht ihr nichts.»

Sie ahnen es, ich rede von Abtreibung.

Kürzlich sagte Papst Franziskus zur Empörung aller, die in der Bibel eine Vorstufe des sozialdemokratischen Parteiprogramms erblicken wollen: Eine Schwangerschaft abbrechen, sei, «wie jemanden zu beseitigen».

Es war abzusehen, dass solche Aussagen auf dem progressiven Flügel der Gottesgläubigen wenig Freude auslösen würden, doch Franziskus legte in freier Rede nach.

«Ist es richtig, ein menschliches Leben zu beseitigen, um ein Problem zu lösen?»

«Ist es richtig, einen Auftragsmörder anzuheuern, um ein Problem zu lösen?»

«Einen Menschen zu beseitigen, ist wie die Inanspruchnahme eines Auftragsmörders, um ein Problem zu lösen.»

Mit «Auftragsmörder» war der Arzt gemeint.

Selten, vermutlich noch nie hat ein Papst derart scharfe Worte verwendet, um eine simple Forderung eindringlich auf den Punkt zu bringen.

Du sollst nicht töten.

So steht es in der Bibel. Und natürlich sind in diesem Tötungsverbot auch all jene Ungeborenen inbegriffen, die jährlich zum Beispiel in der Schweiz auf Kosten der Krankenkasse «beseitigt» werden.

Darunter sind auch Babys, politisch korrekter: Embryos, die im Zuge einer nachgeholtten Verhütung abgetrieben werden. Das klingt schrecklich, das ist schrecklich, aber es ist eine Realität.

Volkssport Abtreibung?

Das ist böse gesagt, aber nicht ganz falsch. Die moderne Zivilisation jedenfalls hat eine beängstigende Lässigkeit, eine Leichtfertigkeit im Umgang mit dem Leben entwickelt, sofern es um das Leben anderer geht.

Es ist etwas schizophoren.

Die gleichen Leute, die keine Kosten scheuen, um menschliches Leben künstlich zu verlängern; die gleichen Leute, die allen Paaren, auch den homosexuellen, durch moderne Technologien Kinder verschaffen wollen, die sie auf natürlichem Weg nie haben könnten: Die gleichen Leute, die «Fortschrittlichen», finden es ebenso richtig, bis zu einem willkürlich festgesetzten Zeitpunkt die Abtreibung,

die gewaltsame Tötung Ungeborener, zu erlauben, ja diese Tötung als unverlierbares zivilisatorisches Recht gegen alle Kritiker mit fast schon religiöser Inbrunst einzufordern.

Menschen sind Egozentriker. Jeder stellt sein Leben über alles. Es gibt aber auch, was ungeborenes Leben angeht, eine gewisse Nonchalance des Tötens. Das eine ist eine Folge des anderen. Vermutlich hat es Papst Franziskus, zu dessen Fans ich nicht gehöre, gerade deshalb so drastisch ausgedrückt. Ich nehme an, er wollte diese Nonchalance des Umbringens kenntlich machen, attackieren.

Natürlich gab es heftige Reaktionen, Zorn, Kopfschütteln, Empörung, alttestamentarische Wut. #MeToo gegen Gott und seinen Stellvertreter.

In der Schweiz traten dieser Tage unter Applaus gleich sechs prominente linke Frauen aus der Kirche aus: die ehemaligen Nationalrätinnen Cécile Bühlmann und Ruth-Gaby Vermot, dann die Mitgründerin der «Erklärung von Bern», Anne-Marie Holenstein, sowie die grüne Sozialpolitikerin Monika Stocker und die beiden feministischen Theologinnen Doris Strahm und Regula Strobel.

Der Schweizerische Katholische Frauenbund (SKF) «bedauert» diesen Entscheid, habe dafür aber «groses Verständnis».

Warum eigentlich? Waren die sechs Frauen und der SKF der Meinung, dass es sich beim Vatikan bis jetzt um eine abtreibungsfreundliche Institution gehandelt habe?

Oder aber sind sie verschnupft, weil sie in Franziskus bisher einen verlässlichen Mitstreiter für ihre linken Anliegen zu haben glaubten, so dass sie es ihm besonders übelnehmen, wenn er jetzt so hart, so konservativ das Recht auf Leben schützt?

Und wo liegt eigentlich der Skandal, wenn ein Papst gegen Abtreibungen predigt? Es gibt

keinen. Es ist seine Pflicht. Papst Franziskus denkt und handelt folgerichtig, logisch im Sinne seines Glaubens. Wenigstens diesmal.

Der Mensch darf nicht töten. Punkt. Warum nicht? Weil das Leben ein Geschenk Gottes ist, für das der Mensch nichts kann.

Wunderschön ausgedrückt findet sich dieser Gedanke in einem Kirchenlied des Dichters Paul Gerhardt: «Was sind wir doch, was haben



Du sollst nicht töten: Papst Franziskus.

wir auf dieser ganzen Erd, das uns, o Vater, nicht von dir allein gegeben werd?»

Philosophisch präziser formulierte es, sinnemäss verdichtet, der berühmteste Schweizer Theologe des Protestantismus, Karl Barth: Der Mensch ist, was er ist, allein durch Gott.

Mit andern Worten: Gott ist Ursprung des Lebens. Alles, was wir sind, haben wir ohne unser Zutun von Gott. Nicht Menschen zeugen Leben beim Sex. Es ist ein göttlicher Funke, der den Austausch von Körpersäften zu einem Akt der Schöpfung macht.

Man muss das nicht glauben, aber wenn man sich als Christ bezeichnet, sollte man es glauben, und vor allem sollte man den Papst nicht dafür tadeln, dass er es glaubt.

Das ist nicht, wie der Katholische Frauenbund schäumt, Ausdruck eines «patriarchalen Machtapparats». Es ist schlicht und einfach angewandtes Christentum. Leben geben und nehmen, das darf nur Gott.

Wenn die sechs linken Frauen jetzt so geräuschvoll aus der Kirche austreten, dann ist das konsequent, aber auch ein bisschen peinlich. Konsequent, weil es ihren Überzeugungen entspricht. Etwas peinlich, weil sie anscheinend erst jetzt gemerkt haben, dass sie bei einer Institution dabei waren, die das Leben als göttliches Geschenk gegen alle menschlichen Übergriffe verteidigt.

Die Austritte haben so gesehen auch etwas Entlarvendes. Wenn Linke die Kirche verlassen, weil die Kirche an einem Punkt nicht mehr links genug ist, bestätigen sie einen Eindruck, den sie sonst gerne bestreiten. Erstens: Linke sind nicht besonders tolerant. Zweitens: Linke beanspruchen, vereinnahmen die Kirchen, die gehorsam mitspielen, als Zitadellen ihrer Weltanschauung.

Gut, dass auch dieser Missbrauch jetzt ans Licht kommt.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch



Spitze für Sie





Geschickter Schachzug: Heidi Z'graggen. Seite 16



Offene Fragen: Viola Amherd. Seite 38



«Er hat das Land geöffnet und modernisiert»: Syriens Präsident Baschar al-Assad. Seite 48

Titelgeschichte

- 20 **Gölä** Der Aufstieg eines Buezers, der das Land wie kaum jemand polarisiert

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
- 13 **Kommentar**
Spesenritter der traurigen Gestalt
- 14 **Finanzplatz** Jetzt oder nie
- 14 **Nahost**
Trump überschätzt die Saudis
- 15 **Eilmeldung**
Frankreich: Brot und Benzin
- 16 **Kopf der Woche** Heidi Z'graggen:
Psychotherapie aus Erstfeld
- 28 **Mörgeli** Genosse lobt Genossen
- 28 **Bodenmann** Totalp der Atomenergie
- 31 **Medien** Storys des Jahrhunderts
- 31 **Die Deutschen** Schröder grollt

Inland

- 24 **Holocaust** Mit Schweizer Pass
im KZ der Nazis
- 25 **Zeitzeugen** «Darum lebe ich noch»
- 32 **Aufstand gegen die Eliten** Der Kampf
der Bürger um die Mitbestimmung
- 36 **Als die Bundesbarone stürzten**
Geschichte der direkten Demokratie
- 38 **Viola Amherd**
Verwirrspiel der Notarin
- 40 **Genf** Korruption und Spesen-Skandale
erschüttern die Stadt
- 47 **Bundesamt für Kultur**
Gehilfen eines Unrechtsstaats

Ausland

- 48 **Baschar al-Assad** Die Syrer scharen
sich um ihren Präsidenten
- 52 **Joseph Wu** Taiwans Aussenminister
über den Konflikt mit China

- 54 **Inside Washington** Mr. Kellyanne
- 55 **Brexit**
Mays Deal, Brüssels Diktat
- 56 **Im falschen Film** Angela Merkels
Besuch in Chemnitz
- 57 **Amerika** Musliminnen
im US-Repräsentantenhaus

Wirtschaft & Wissenschaft

- 42 **Lafarge-Holcim** Der Zementkonzern
auf der Suche nach alter Stärke
- 46 **Flavia Kleiner**
Tänzchen in Richtung Europa
- 66 **Mysterien der Weltgeschichte**
Chinas letzter Eunuch



«Ist das Produkt einmal aufgetaut, zersetzt sich sein Inhalt.»

Peter Sloterdijk: Seite 60



Kulturwandel im Boxgeschäft: Richard Schäfer. Seite 44



Grande Dame der Zürcher Gesellschaft: Ljuba Manz. Seite 68

Kultur & Gesellschaft

- 26 **Ich bin 14 und auf Drogen**
Erfahrungen einer Schülerin
- 39 **Tore, eines schöner als das andere**
Bernard Thurnheer über den Nati-Sieg
- 44 **Richard Schäfer** Der Schweizer, der
Floyd Mayweather das Fürchten lehrte
- 58 **Ikone der Woche** Lindenstrasse
- 60 **Peter Sloterdijk** Ist er der Scharlatan,
den viele in ihm sehen?
- 62 **«El Chapo»** Die Frau, die
den Drogenbaron verriet
- 68 **Ljuba Manz** Das Leben
der Hotelzarin von der Bahnhofstrasse

Rubriken

- 13 **Im Auge** Fabian Picardo
- 18 **Personenkontrolle**
- 19 **Nachruf** Willy Zeller-Stadler
- 64 **Die Bibel** Abbruch und Neubau
- 64 **Kino** «Leto»
- 65 **Knorrs Liste**
- 65 **Jazz** Erroll Garner: Nightconcert
- 67 **Fragen Sie Dr. M.**
- 67 **Gewinner der Woche** Panalpina
- 70 **Thiel** Menschenrichter
- 70 **Namen** Kraft auf der Bühne
- 70 **Fast verliebt** Comeback-Sex
- 71 **Unten durch** Mäde
- 72 **Wein** Gajas weisser Supertoskaner
- 72 **Salz & Pfeffer**
Dialog in 21 Gängen
- 73 **Auto**
Range Rover P400e Autobiography
- 74 **Darf man das? / Leserbriefe**

Spesenritter der traurigen Gestalt

Von *Christoph Mörgeli* — Die Häufung von Berufsauslagen beim Schweizer Militär ist ein Ärgernis. Und niemand will die Verantwortung übernehmen.



Ausschweifend: Armeechef Rebord.

Vieles ist typisch schweizerisch. Die Korruption ist es nicht. Das Strafgesetzbuch, Personalgesetze und zahlreiche Verordnungen sorgen für strenge Ahndung von finanziellem Fehlverhalten. Eine überaus anständige Bezahlung unserer Politiker und Staatsangestellten inklusive grosszügigster Sozial- und Pensionskassenleistungen sorgt dafür, dass sich niemand schmieren und salben lässt. Sollte man meinen.

Umso grösser ist jetzt die öffentliche Empörung über die Häufung von Korruptions- und Spesenskandalen. Für einmal handelt es sich nicht einfach um eine mediale Aufbauschung. Wo immer man sich umhört: Die Entrüstung über die Bestechlichkeit und das Spesengebaren gewählter Politiker und hoher Militärs ist gross. Die Bürger reagieren unwillig und sind zu Recht aufgebracht. Auf dem Prüfstand steht nicht mehr und nicht weniger als die Glaubwürdigkeit unserer Institutionen.

Schlag ins Gesicht der Dienstpflichtigen

Die aktuell aufgestochene Eiterbeule des Spesengebarens der Armeespitze ist wohl die schädlichste der jüngsten Affären – ein Schlag ins Gesicht der Wehrmänner aller Grade, die für ihre Dienstleistung zum Teil schwere materielle Einbussen in Kauf genommen haben oder noch nehmen. Für Milizoffiziere war und

ist es eine Selbstverständlichkeit, jede Aktivität ausserhalb des engen Dienstbetriebes aus der eigenen Tasche zu bezahlen. Zweifellos verhalten sich auch die allermeisten Angehörigen des Instruktionkorps bei ihren Abrechnungen absolut korrekt. Dazu brauchen sie kein «Spesenreglement». Es genügen Anstand und Pflichtbewusstsein.

Helikopterflüge für 18 Gattinnen und Freundinnen der hohen Herren mitsamt Golfturnier und Luxusverpflegung? Unter den Korpskommandanten Lüthy, Zumstein, Häsler, Scherrer, Feldmann, Blocher oder Rickert wäre solches nicht passiert. Sie gaben das Beispiel einfacher, ja spartanischer Lebensführung. Generalstabschef Arthur Liener übernachtete als Teilnehmer des Weltwirtschaftsforums Davos in der Truppenunterkunft.

Jetzt aber kam es wiederholt zu militärischen Festschmaus-Gelagen sowie Alkohol- und Zigarrenexzessen auf Staatskosten. Daniel Baumgartner kaufte mit Steuergeld vier Goldmünzen im Wert von je 1200 Franken, die er verschenkte – eine an sich selber. Sein Jahresrapport der Logistiker zwecks «Informationsaustausch und Geselligkeit» für 4000 Personen kostete, die Löhne eingerechnet, über eine Million Franken. Es fehlte weder eine Showeinlage der Schlagersängerin Fabienne Louves noch die Abgabe eines Paares Gratissocken an alle. Offenbar beschleunigten solche ausschweifende Monsteranlässe militärische Karrieren: Der damalige Logistikchef Baumgartner, der auch mal Menüs für 250 Franken pro Person befahl, griff mit Erfolg nach dem dritten Stern und wurde als Logistiker Ausbildungschef der Schweizer Armee.

Auch der Armeechef Philippe Rebord war Urheber von beträchtlichem Spesenraubrittertum. In der «Samstagsrundschau» von Radio SRF hat er jetzt «moralische Fehler» eingeräumt. Doch da liegt der Mann wieder kreuzfalsch. Es geht bei dieser Verschleuderung von Steuergeld nicht um Moral. Sondern um Verantwortung, Recht und Gesetz. Rebord darf sich auch nicht hinter der Ausrede verstecken, ein solches Event-Management in der Armee könne sich auf eine «jahrelange Tradition» berufen. Das ist blanker Unsinn. Richtig ist leider, dass Politiker wie Maudet, Barazzone, Tornare, Broulis oder Savary den Generälen Rebord und Baumgartner mit schlechtem Beispiel vorangehen. Auch sie sitzen ihr Fehlverhalten aus. Statt daraus die einzig mögliche Konsequenz zu ziehen: abtreten.

Rote Socken



Fabian Picardo, Chief am Affenfelsen.

Er wusste schon mit vierzehn: Ich will Anwalt werden. Und stellte sich gleich in der grössten Kanzlei vor, bei Joshua Hassan. Der war zugleich Chief Minister von Gibraltar. Und Fabians Mutter war dessen engste Assistentin. Auch seine Frau Justine lernte er als Anwältin bei Hassan kennen. So klein ist Gibraltar und so schön der Ausblick auf die Meerenge aus den höheren Gesellschaftsetagen. Fabian Picardos Vorfahren kamen während der Napoleonischen Kriege hierher, er studierte in Oxford und brachte den Glauben an den Sozialismus zurück an den Affenfelsen.

Als er, jetzt 46 und selbst Regierungschef seit 2011, letzte Woche seinen Termin bei der Brexit-verzweifelten Lady May an 10 Downing Street wahrnahm, trug er, assortiert zu seinem dicken roten Ordner, feuerrote Socken in seiner Bekennerrfarbe. Sein rundliches Bonvivant-Face kontrastierte symbolisch zur sorgengefalteten Premierministerin. Für den Chief Minister aus Gibraltar, dem britischen Nadelöhr, Schlupfloch und Wachposten an der Mittelmeerpforte seit 1713, kann nicht viel schief laufen. Selbst wenn Grossbritannien und Spanien mit dem Brexit-Prozedere ein Protokoll ratifizieren, das dem Fiskalparadies die Rechtsstandards der G-20 auferlegt. Die Steuerbelastung für Unternehmen, derzeit 10 Prozent, wird kaum ansteigen. Die Arbeitslosigkeit liegt bei null.

Die einstige Kronkolonie, die heute 32 000 Einwohner und halb so viele Briefkastenfirmen beherbergt, unterliegt nicht dem Schengen-Abkommen. 17 000 Pendler aus der spanischen Nachbarschaft strömen herein über die einzige Einfallstrasse, die direkt über die Start- und Landepiste des Flugplatzes führt, und werden pingelig grenzkontrolliert. Wo einst Britanniens Kanonen den immer wieder belagerten, von Piraten und Seuchen heimgesuchten Flaschenhals zum *mare nostrum* verteidigten, ist ein neues Monaco entstanden. Die Tourismuskulisse tarnt ein virtuelles, geräuschloses Zockerimperium in den Computern der globalen Glücksspielindustrie. Einer gewinnt immer: Fabian Picardo. *Peter Hartmann*

Jetzt oder nie

Warum die Schweiz die Deutsche Bank kaufen sollte.

Zugegeben, noch ist der Kauf der Deutschen Bank durch die Schweizerische Nationalbank eine Vision. Aber es gibt gute Gründe, den Deal lieber heute als morgen zu tätigen. Zumal ein Kauf der Deutschen Bank kaum mehr als die Portokasse der Nationalbank belasten würde. Gleichzeitig würde unser Land mit vergleichsweise bescheidenstem Mitteleinsatz raschestmöglich die grösstmögliche Wirkung erzielen.

Die Schweizerische Nationalbank erwirtschaftete dank Negativzinsen Milliarden Gewinne. Die Bilanzsumme beträgt durch aufgetürmte Währungsreserven derzeit 813 Milliarden Franken. Demgegenüber hat die Deutsche Bank gegenwärtig gerade noch eine Börsenkapitalisierung von 17 Milliarden Euro. Das grösste Bankhaus Deutschlands wäre also für ein Butterbrot zu haben. Oder für ein Smörrebröd: Sogar die Danske Bank ist mittlerweile mehr wert.

Merkel in Bern

Darum, liebe Miteigentümerinnen und Miteigentümer unseres Volksvermögens, vergesst Staatsfonds, AHV-Finanzierung, Prämiensubventionen und was die Beutejäger in den Parteisekretariaten sonst noch aushecken mögen. Unsere Nationalbank hatte schon viel schlechtere Ideen, etwa die einer erpressten «Solidaritätsstiftung». Jetzt oder nie! Schnappen wir uns das Schnäppchen der Deutschen Bank!

Ich sehe das Stirnrunzeln der üblichen Bedenkenträger: «Wozu soll das gut sein?» Ganz einfach: Die Deutsche Bank ist für Deutschland absolut systemrelevant. Schlicht *too big to fail*. Fährt dieses Geldhaus Richtung Abgrund, tut es die gesamte deutsche Volkswirtschaft. Und damit der einzige verbliebene Wirtschaftsmotor in der Europäischen Union.

Die Folge eines Kaufs wäre, dass die Schweiz augenblicklich aufhören könnte, in Berlin und Brüssel Klinken zu putzen. Vorbei wären die Zeiten des unwürdigen diplomatischen Gebettels um einen Rahmenvertrag, das Stromverkehrsabkommen, die flankierenden Massnahmen. Sämtliche Fluglärmprobleme wären innert Tagesfrist gelöst. Staatssekretär Balzaretti würde mit den Füßen auf dem Schreibtisch den eifrig protokollierenden europäischen Ministerpräsidenten unsere Bedingungen diktieren. Und Kanzlerin Merkel würde mit ihrem Tross nach Bern anreisen, wo Bundesrat Johann Schneider-Ammann sie vorerst eine halbe Stunde vor seinem Büro warten liesse, um dann mit aufreizend langsamer Stimme zu rufen: «Auso, i Gotts Name, so chömet haut iche!» *Christoph Mörgele*

Trump überschätzt die Saudis

Von Pierre Heumann — Der US-Präsident ignoriert seinen Geheimdienst im Mordfall Khashoggi und hält am saudischen Kronprinzen Salman fest. Doch der ist in mancher Hinsicht eine Enttäuschung.

US-Präsident Donald Trump bleibt dabei: Saudi-Arabiens Kronprinz hat mit der Ermordung des regimekritischen Journalisten Jamal Khashoggi nichts zu tun. Am Freitag wurde ein Untersuchungsbericht des amerikanischen Geheimdienstes CIA bekannt, der den saudischen Kronprinzen Mohammed bin Salman schwer belastet. Er habe die Ermordung des regimekritischen Journalisten persönlich angeordnet, fasst die *Washington Post* die Erkenntnisse der Untersuchung zusammen.

Doch Trump hält offenbar nichts von den Untersuchungen der CIA. Tonbandaufnahmen, auf denen der Todeskampf Khashoggis festgehalten und die Hinweise auf ein Mitwissen des Kronprinzen enthalten, will sich Trump nicht anhören. Es sei ein Dokument «voller Leiden, es ist ein schreckliches Dokument», begründet er dünnhäutig seine Weigerung, sich mit den Aufzeichnungen auseinanderzusetzen. Vielleicht werde man nie wissen, wer den Mord befohlen habe, meinte Trump neulich in einem Interview mit Fox News.

Wo er recht hat, hat er recht: Die Beweislage gegen Mohammed bin Salman alias MbS bleibt umstritten. Man habe keine *smoking gun* (eindeutiger Beweis) gefunden, zitiert das *Wall Street Journal* einen gutinformierten Beamten.

«Enorme strategische Bedeutung»

Statt den Saudis zu misstrauen, preist sie Trump als «spektakuläre Alliierte». MbS würde in den USA Jobs schaffen und die Wirtschaft ankurbeln, sagte Trump diese Woche und meinte die vereinbarten Milliardenengeschäfte für die Rüstungsindustrie. Und wenn es zwischen Ökonomie und Gerechtigkeit ein Dilemma gibt, weiss Trump, wie er sich zu entscheiden hat. Er sei eben Präsident, und deshalb müsse er «viele Dinge in Betracht ziehen». Was als Votum für MbS und dessen Aufträge verstanden werden kann, welche die Konjunktur ankurbeln sollen.

Trumps Aussenminister Mike Pompeo preist derweil die «enorme strategische Bedeutung» Riads. Die Saudis seien eine wichtige Stütze in der Auseinandersetzung mit dem Iran, «dem weltweit grössten Sponsor von Terror».

Doch sowohl die wirtschaftliche als auch die strategische Bedeutung Saudi-Arabiens wird im Weissen Haus überschätzt, wie jetzt die *Washington Post* zeigt. So ist die Rolle des Wüstenreichs als Ölproduzent, als Waffenkäufer und als Alliierte gegen den Iran weniger bedeutend als vielfach angenommen wird. Lediglich 9 Prozent der amerikanischen Öleinfuhren stammten im ver-

gangenen Jahr aus Saudi-Arabien, das inzwischen weniger Öl fördert als die USA. Als Kunde ist MbS eine Enttäuschung. Vom 110 Milliarden Dollar schweren Rüstungsgeschäft, von dem Trump schwärmt, ist bisher nichts realisiert worden, wie Bruce Riedel von der Brookings Institution nachweist. Auch die strategische Bedeutung Saudi-Arabiens ist weniger entscheidend, als US-Strategen annehmen. Als Verbündeter gegen den Iran hat sich MbS bisher nämlich nicht bewährt. Die von ihm beschlossene Blockade gegen Katar freut die Ajatollahs in Teheran, weil die USA unweit von Doha, der Hauptstadt Katars, ihre grösste Luftwaffenbasis des Mittleren Ostens haben. Der Krieg im Jemen, der zu einer humanitären Katastrophe in einem der ärmsten Länder der Welt geführt hat, stärkt Teherans Position, weil sich die saudische Armee dort in verlustreichen Kämpfen gegen die vom Iran unterstützten Huthi-Rebellen aufreibt.

Trumps bedingungsloses Einstehen für MbS ist riskant, weil der junge Kronprinz voller Widersprüche ist. Einerseits hat er zahlreiche Reformen eingeleitet, auf welche die Mehrheit der Bürger des Wüstenreichs nicht mehr verzichten möchten. Andererseits geht er brutal gegen diejenigen vor, die solche Reformen gefordert hatten. Khashoggis grausames Ende ist nur ein Beispiel von vielen anderen tragischen Fällen, die das Regime in Riad zu verantworten hat.



Bedingungslos: Trump, Kronprinz Salman (r.).

Brot und Benzin

Von Jürg Altwegg — Das Volk probt den Aufstand gegen König Macron. Am vergangenen Samstag lähmten Strassenblockaden der «Gilets jaunes» das Land. Das Motto für kommenden Samstag: «Paris, ville morte».



Verhandelt wird nicht: Protest der «Gilets jaunes» in Quimper.

Am 13. Juli des vorrevolutionären Jahres 1788 legte ein gewaltiges Gewitter über Frankreich hinweg und zerstörte die Getreideernte. Im Sommer danach war der Brotpreis so hoch wie nie während des ganzen 18. Jahrhunderts, das mit der Revolution zu Ende ging. Dass die Königin Marie-Antoinette dem hungernden Volk geraten haben soll, das knappe und teure Brot doch einfach durch leckere Croissants zu ersetzen, hat sich längst als Fake News erwiesen. Die Anekdote war von Rousseau in seinen «Confessions» verbreitet worden.

Schmutzfinken der Nation

Damals sprach keiner von einer Klimakatastrophe, obwohl im Winter auch schon mal die Rosen blühten. Und zumindest Brot zum Essen haben die Franzosen heute auch am Ende des Monats, wenn auf dem Konto kein Geld mehr ist. Dass sie jetzt wieder ganz spontan die Marseillaise singen und auf die Barrikaden gehen, hat mit dem Benzinpreis zu tun. Vor allem Besitzer von Dieselfahrzeugen, die der Staat jahrelang gefördert hatte, fühlen sich verschaukelt. Sie sind die neuen Schmutzfinken der Nation. Das Volk muss zu mehr Gesundheit erzogen, die Umwelt geschützt werden: Damit werden die kürzlich und per 2019 erneut erhöhten Steuern auf Treibstoff und Tabak begründet. Wie zuvor die Geschwindig-

keitsbeschränkung: 80 Kilometer auf Überlandstrassen. Menschenleben sollen gerettet werden. Gegen diese hehren Motive kann kein vernunftbegabter Zeitgenosse etwas einwenden. Und die Stadtbewohner sind auch kaum von ihnen betroffen; Fliegen bleibt billig.

Den «Gilets jaunes» in der Provinz aber reicht es. Der Name verweist auf die gelbe Sicherheitsweste, die alle Autofahrer mit sich führen müssen. Stolz wird sie getragen wie die Jakobinermütze während der Revolution. Und wie 1789 wird die Faust geballt. Am gelben Gilet erkennen sich die Aktivisten und Anhänger einer Bewegung, die weder über Strukturen noch Führungsfiguren verfügt. Sie entstand aus Zusammenkünften vor Tankstellen oder auf den Parkplätzen von Supermärkten. Twitter und Facebook werden benutzt.

Zu ihren wenigen Aushängeschildern gehören ein paar Frauen. Priscilla Ludosky aus Savigny-le-Temple hatte eine Petition für tiefere Benzinpreise lanciert – eine Million Unterschriften. Die Handorgelspielerin und «Hypnotherapeutin» Jacline Mouraud aus der Bretagne ist mit ihren Youtube-Videos zum Star der «Gilets jaunes» geworden: «Wenn ich die Jagd auf die Autofahrer anklage, meine ich damit, dass uns niemand gefragt hat. Das kommt von oben, und wir sollen alles schlucken. Das System ist am Ende.»

Bei den «Gilets jaunes» handelt es sich um Angehörige der unteren Schichten, die aus den Städten vertrieben wurden. Es ist der Protest der Abgehängten und Ausgeschlossenen gegen die globalisierten Eliten. Ausdruck des Konflikts, wie ihn Christophe Guilluy (*Weltwoche* Nr. 40/18) beschrieben hat. Zum Streiken fehlt ihnen die Macht. In ihrer Ohnmacht gehen sie auf die Strasse, blockieren oder behindern den Verkehr. Am Samstag – denn unter der Woche arbeiten sie. Eine Tote und 200 Verletzte gab es am Wochenende, weil es zu Auseinandersetzungen und Panikreaktionen kam. Die grössere Zahl der Opfer war unter den Demonstranten auszumachen, die von Autos umgefahren wurden. Ideologisch sind sie kaum zu verorten. Was sie verbindet, ist die revolutionäre Wut.

Operation «Paris, ville morte»

Im Vorfeld der ersten Demonstrationen hielten sich die ratlosen Politiker der Linken wie der Rechten zurück. Inzwischen haben die Versuche der Instrumentalisierung begonnen. Denn die Bewegung hat sich als überraschend stark erwiesen und erreicht, was Jean-Luc Mélenchon von der linksextremen «La France insoumise» seit Macrons Amtsantritt mehrfach vergeblich versuchte: das Volk zu mobilisieren. Und sie ist populär: Weit mehr als die Hälfte der Franzosen unterstützen sie. Es ist ein «Aufstand der Peripherie» (Guilluy), des Frankreichs an den Rändern, wo man auf das Auto nicht verzichten kann. Die Schwerpunkte der Aktion waren in den Provinzen. Am kommenden Samstag wollen die «Gilets jaunes» bis zum Elysée vordringen. Angesagt ist eine Operation «Paris, ville morte».

Im Fernsehinterview aus dem Flugzeugträger «Charles de Gaulle» bedauerte Emmanuel Macron, dass es ihm nicht gelungen sei, die Macht und die Eliten mit dem Volk zu versöhnen. So viel Selbstkritik bei ihm gab es noch nie. Ansonsten reagiert er wie seine Vorgänger: mit Repression und den alten Rezepten, verhandelt wird nicht. Er hat für Bürger, die keine Steuern zahlen, generöse Verschrottungsprämien von bis zu 5000 Euro versprochen. Doch das führt noch stärker in die Abhängigkeit: Ohne Kredit können diese Bürger kein Auto kaufen.

Macrons mea culpa bleibt reine Rhetorik. Die kulturelle Verachtung, ja Ausschliessung der Unterschicht – wie sie Guilluy thematisierte – geht weiter. Als «Kettenraucher und Dieselfahrer» titulierte Regierungssprecher Benjamin Griveaux die «Gilets jaunes»: «Sie verkörpern nicht das Frankreich des 21. Jahrhunderts, das wir wollen.» Natürlich dementierte Griveaux seine Beschimpfung des renitenten, nach Diesel stinkenden Volkes, das so gar nicht seinen hehren Vorstellungen eines aufgeklärten und sauberen Frankreichs entspricht. Sie wurde zum Leitmotiv der Protestbewegung. Fake News machen Geschichte und beflügeln Revolutionen, 2018 wie schon 1789.

Psychotherapie aus Erstfeld

Von Alex Baur — Mit der Kür von Heidi Z'graggen zur Bundesratskandidatin ist CVP-Präsident Gerhard Pfister ein Coup gelungen. Die Urner Pragmatikerin könnte in der Regierung für Entkrampfung sorgen.



Wenige Freunde, aber auch kaum Feinde: CVP-Kandidatin Z'graggen.

Manchmal sagt ein gelöschter Tweet mehr als tausend Worte. Für eine Kapitulation der Walliser Bundesratsfavoritin Viola Amherd sei es «viel zu früh», zwitscherte CVP-Präsident Gerhard Pfister am letzten Freitag um 18 Uhr vergnügt, kurz nach der überraschenden Zweitnomination von Heidi Z'graggen. Und weiter: «Aber ein Dämpfer für VA». Er habe sich vertippt, versicherte Pfister später, er habe «kein Dämpfer» schreiben wollen. Doch warum, so fragt man sich, stellte er dann nicht einfach eine korrigierte

Version seines verunglückten Tweets ins Netz?

Ob freudscher Vertipper oder echte Freude – dass Pfister auf dem rechten Flügel der CVP politisiert und die christlich-soziale Walliserin Amherd auf dem linken, das ist ein offenes Geheimnis in Bern. Heidi Z'graggen lässt sich auf der ideologischen Links-rechts-Skala zwar schwer verorten. Beim Test von Smartvote unterscheiden sich die beiden Frauen nur in Nuancen. Amherd positioniert sich in der Sozial- und Aussenpolitik ein Spürchen weiter

links, Z'graggen dafür in Umwelt- und Wirtschaftsfragen. Unter dem Strich ist es ein Nullsummenspiel. Doch die Spinnennetze sagen nichts über den Stallgeruch und den Charakter der Kandidatinnen. Und in diesem feinstofflichen Bereich wird Z'graggen innerhalb der CVP klar dem Pfister-Lager zugerechnet.

Vermeintliches Handicap als Vorteil

Insofern war die Nomination von Z'graggen nicht nur ein Überraschungscoup, mit dem die CVP den Freisinnigen die Show gestohlen hat. Es war auch ein geschickter Schachzug des rechten Lagers, der Viola Amherd elegant aus der Pole-Position zurückpiff. Es stehen nun auf gleicher Höhe zwei Karrierefrauen zur Wahl, die auf den ersten Blick fast identisch sind. Beide stammen aus den Bergen, beide sind unverheiratet, beide gehören etwa der gleichen Altersgruppe an, beide sind solide in ihrer Partei verankert. Die Geschlechterfrage fällt damit weg, die Herkunft ist von untergeordneter Bedeutung. Es gibt keine Ausreden mehr: Die Persönlichkeit der Kandidatinnen steht im Vordergrund. In diesem Punkt gibt es allerdings markante Differenzen. Es zeichnet sich eine Richtungswahl ab.

Viola Amherd, von Haus aus Anwältin, langjährige Präsidentin der Stadtgemeinde Brig-Glis, politisiert seit 2005 im Nationalrat. Sie ist in Bern bestens vernetzt, dank TV-Auftritten ist ihr Gesicht schweizweit bekannt. Z'graggen dagegen, seit 2004 Justizdirektorin im Kanton Uri, kennt man ausserhalb ihrer Stammlande kaum. Zwar mischt sie seit Jahren bei verschiedenen interkantonalen Konferenzen, bei der Eidgenössischen Natur- und Heimatschutzkommission sowie in der Parteileitung auch auf nationaler Ebene mit. Doch die Arbeit im Backoffice wurde von den Bundesparlamentariern kaum wahrgenommen. Just dieses vermeintliche Handicap könnte sich indes als Plus erweisen: Z'graggen mag wenige Freunde in Bern haben – aber eben auch keine Feinde.

Und hier dürfte der Grund des freudigen Verschreibers von Gerhard Pfister zu suchen sein. Es geht weder um persönliche noch ideologische Animositäten, die Erklärung liegt eher in psychotherapeutischen Sphären. Der CVP-Präsident versucht seit Jahren, die chronischen Feindseligkeiten zwischen den Christdemokraten und der SVP zu überwinden. Seit der Abwahl der Bundesräte Ruth Metzler (2003) und Christoph Blocher (2007) ist die Chemie zwischen den Parteien vergiftet, die sich beide dem bürgerlichen Lager zurechnen. Keinem brachte der

Zank Glück, die Ratslinke profitierte als lachende Dritte. Die SVP legte zwar auf Kosten der CVP stetig an Wähleranteil zu, doch politisch scheiterten ihre Anliegen meistens. Heidi Z'graggen bietet sich nun als Friedenstaube an.

Amherd ist in diesem toxischen Ambiente herangewachsen, sie ist ein Teil davon. Die Outsiderin Z'graggen dagegen tritt unbelastet an. Wählbar ist sie für alle Lager, auch für die SVP. Ihre langjährige Partnerschaft mit Bruno Döbler – vormaliger Linienpilot und Zürcher SVP-Kantonsrat, in grauer Vorzeit sogar Mitglied der Autopartei, heute Bankrat der Zürcher Kantonalbank – mag sinnbildlich für diese «geliebte Konkordanz» (Z'graggen über Z'graggen) stehen. Trotzdem ist die Urnerin nicht als Windfahne bekannt. In ihrer Heimat gilt sie als eine diskrete, aber gradlinige Macherin, die mit beiden Füßen auf dem Boden steht.

Heidi Z'graggen wurde 1966 in Silenen geboren, einem 2000-Seelen-Dorf an der Gotthardstrecke zwischen Erstfeld und Wassen. Bis heute lebt sie im etwas abseits gelegenen elterlichen «Heimetli». Ihre Eltern stammten beide aus bergbäuerlichen Verhältnissen. Die «Ludis» – so nannte man die Familie in Anlehnung an einen Urahnen namens Ludwig – gelten im Dorf als einfache, *gschaffte* Leute. Heidis Vater brachte die Familie als Arbeiter bei Bally über die Runden. Er trichterte seinen beiden Kindern von klein auf ein: Bildung ist die Voraussetzung für ein freies Leben. Beide nahmen sich den väterlichen Rat zu Herzen und schafften es bis zur Doktorwürde – Heidi als Politologin, ihr Bruder Ludwig als Meteorologe, dessen urchiger Dialekt den Hörern von Radio SRF vertraut ist.

Heidi Z'graggen erwarb 1987 das Lehrpatent und unterrichtete hernach an der Primarschule in Silenen. Berufsbegleitend absolvierte sie ihr Universitätsstudium in Bern und in Genf. Ihre Dissertation widmete sie der «Professionalisierung der Parlamente im histori-

schen und internationalen Vergleich». Ein besonderes Augenmerk richtete sie dabei auf das amerikanische System. Und sie lässt im Telefongespräch – eigentlich hat sie gar keine Zeit, aber sie lässt sich dann doch zu einem längeren Diskurs hinreissen – keine Zweifel daran aufkommen, dass ihre Sympathien beim *citizen legislator*, beim Milizpolitiker liegen.

Als Justizdirektorin – zwischendurch auch als Frau Landammann, wie die Regierungschefin im Kanton Uri heisst – ist Z'graggen allerdings selber seit 2004 Berufspolitikerin. Weil die

Es gibt keine Ausreden mehr: Die Persönlichkeit der Kandidatinnen steht im Vordergrund.

Raumplanung in die Zuständigkeit des Justizdepartements fiel, bekam sie, kurz nach ihrer Amtsinauguration, ein Dossier zugeteilt, das für den Kanton Uri wie auch für Z'graggens Laufbahn existenziell werden sollte: das Sawiris-Projekt in Andermatt.

Nach dem Rückzug der Armee aus dem Urserental und dem Bau der neuen Gotthard-Tunnel lag Andermatt plötzlich fernab der Welt. Dank persönlichen Verbindungen des damaligen Regierungsrates Josef Dittli (FDP) nach Ägypten kam der Kontakt zum Investor Samih Sawiris zustande. Das Gesamtprojekt mit einem halben Dutzend Hotels, 500 Apartments, Kongresszentrum und Golfplatz umfasst eine Fläche von 1,4 Millionen Quadratmetern und Investitionen in Milliardenhöhe. Die Region Gemstock-Oberalp sollte zum grössten Skigebiet der Innerschweiz werden.

Dass ein solches Megaprojekt heute überhaupt noch umgesetzt werden kann, grenzt an ein Wunder. Z'graggen war daran massgeblich beteiligt. Hinter den Kulissen weibelte sie beim damaligen Justizminister Christoph Blocher für

eine Regelung bezüglich der Lex Friedrich. Es gelang ihr, die Bevölkerung mit dem ägyptischen Investor zusammenzubringen. Mit knallharten Umweltauflagen nahm sie den Natur- und Landschaftsschützern den Wind aus den Segeln, bevor es zu jahrelangen Prozessen kam.

Reine Arithmetik

Nicht alles war eitel Sonnenschein in Z'graggens Amtszeit. Eine Reorganisation der Gemeinden nach dem Glarner Vorbild scheiterte in Uri am Nein der Bevölkerung. Z'graggen, die das Vorhaben vorangetrieben hatte, habe sich als «faire Abstimmungskämpferin und Verliererin» gezeigt, attestieren ihr damalige Gegner. Eine Bewährungsprobe war auch der vermeintliche Urner Justizskandal um den Mordfall Ignaz Walker, den die «Rundschau» von SRF zwischen 2015 und 2017 inszenierte.

An sich ging es um einen Straffall, den die TV-Macher aber mit den branchenüblichen Tricks auf die politische Bühne zu hieven versuchten. Z'graggen zeigte Nerven. Gegen aussen verwies sie auf die Gewaltentrennung. Zugleich nahm sie die angeschlossene Staatsanwaltschaft aus dem Schussfeld, indem sie ausserkantonale Instanzen mit einer sauberen Abklärung der vermeintlichen Missstände beauftragte. Der herbeigedichtete Justizskandal wurde damit zum «Rundschau»-Skandal.

Am 5. Dezember wird die Bundesversammlung wählen. Heidi Z'graggen gibt grosszügig Interviews, doch grosse Worte sind von ihr nicht zu erwarten. Sie nutzt die Zeit, um in Bern das zu tun, was sie am besten kann: Sie weibel hinter den Kulissen. Die Konkordanz-Politikerin wird sich dabei auf das bürgerliche Lager konzentrieren. Die Ratslinke wird geschlossen für Amherd stimmen. Das hat nichts mit Ideologie zu tun, es ist reine Arithmetik. Sie wird alles versuchen, um einen bürgerlichen Burgfrieden zu verhindern.

24 NEUE MILLIONÄRE GESUCHT!

SWISSLOS

Millionen LOS 2018
Jeden Tag eine Million zu gewinnen!

KALENDERSPIEL

11 5 22 2 4 8 6 18
1 Mio. 1 Mio.

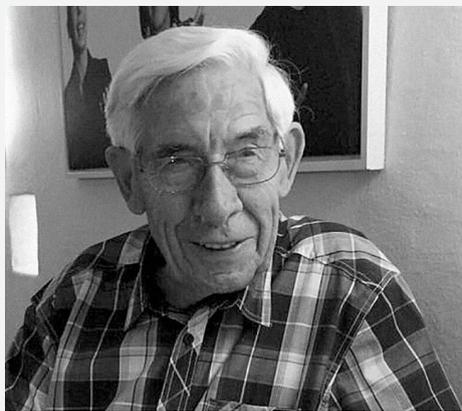
logie und Volkswirtschaft und, man beachte, erst zwanzigjährig. Selbstbewusst meint Täubert, dass auch die junge Generation berücksichtigt werden soll. Laut Verfassung ist auf die Landesgegenden und die Sprachregionen Rücksicht zu nehmen. Bekanntlich sollen auch Frauen angemessen vertreten sein. Angesichts der grassierenden Quoten-Euphorie darf man vielleicht sogar hoffen, dass dereinst auch eine Quote für Fähige mit angemessenem Leistungsausweis ins Zentrum rückt. (zr)

Verena Herzog, familienpolitische Pionierin, hat ein politisches Kunststück fertiggebracht: Die nationalrätliche Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit hiess letzte Woche ihren Vorstoss mit 15 zu 9 Stimmen gut. Die von Herzog entworfene parlamentarische Initiative verlangt, dass in Zukunft die Familienzulagen für im Ausland wohnhafte Kinder kaufkraftbereinigt ausgerichtet werden. Wie die *Weltwoche* letztes Jahr gezeigt hat, könnten dadurch jährlich Hunderte Millionen Franken eingespart werden, insbesondere für im Ausland lebende Kinder von Grenzgängern und Kurzaufenthaltern. In Deutschland nahm die Regierung letztes Jahr Abstand von ähnlichen Plänen, weil sie dem EU-Prinzip des freien Personenverkehrs zuwiderliefen. In Österreich hingegen treibt die Regierung von **Sebastian Kurz** (ÖVP) ein ähnliches Anliegen entschlossen voran. Was die Schweiz betrifft, muss als Nächstes die Schwesterkommission aus dem Ständerat über Herzogs Initiative befinden. (fsc)

Sibylle Forrer, Fernseh-Predigerin, macht auf Facebook Stimmung gegen die Selbstbestimmungsinitiative. Bei einer «harten Auslegung» des Volksbegehrens wäre «das christliche Bekenntnis betroffen», zitiert sie ein Statement des reformierten Zürcher Kirchenrats. «Der Souverän darf sich nicht selbst vergöttern», schwurbeln die Vertreter der Landeskirche, «und das Wohl der einzelnen Person steht über staatlichen Normen und politischen Prinzipien.» Vom aufgeklärten demokratischen Rechtsstaat hält die reformierte Kirche offenbar wenig. (gut)

Filippo Leutenegger, politischer Chef der Stadtzürcher Lehrer, liegt im Clinch mit der Basis. In der letzten Ausgabe berichteten wir vom Schicksal von Lehrer Thomas P., der ohne Ankündigung aus der Pensionskasse der Stadt Zürich geworfen wurde. In einer Stellungnahme schrieb Leuteneggers Departement, alle Betroffenen seien vorgängig informiert worden. Inzwischen haben sich bei der *Weltwoche* rund ein Dutzend weitere Lehrer gemeldet, die ebenfalls ohne Mitteilung aus der PK gekippt wurden. Wie die Stadt zugibt, fehlt für eine alternative Lösung die gesetzliche Grundlage. (gut)

Nachruf



Brillante Sprachgewandtheit: Journalist Zeller.

Willy Zeller-Stadler (1929–2018) — «So Gott will.» Den Satz sprach Willy oft. Und so scheint es wie eine göttliche Fügung, dass er friedlich gehen konnte – ohne altersbedingte körperliche Einschränkungen, ohne Demenz. Dass ihm dies erspart werde, war sein Wunsch. Willy Zeller-Stadler wuchs in Oerlikon auf und kam gerne zurück. Vor allem ins Schwimmbad Allenmoos, wo er Kopfsprünge aus drei Metern bis ins hohe Alter vorführte. Er studierte Ökonomie und promovierte 1953. Nach seinem Volontariat in Paris führte sein Weg über London zurück in die Schweiz zu den *Basler Nachrichten*, wo er Maya kennen- und lieben lernte. Das Familienglück wurde zu seinem grössten Reichtum.

Willys zweite Liebe war die *Neue Zürcher Zeitung*. 1960 trat er die Korrespondentenstelle in Brüssel an. «Zr.» begleitete die EWG, die EG und die EU, bis 1968 vor Ort, danach an der Falkenstrasse. Seinen Themen widmete er sich wohlüberlegt und unvoreinge-

nommen; seine Artikel entwarf er in Stenografiepräzise, schnörkellos. Als grossartigstes Ereignis erinnerte er sich an seinen Besuch beim belgischen König Baudouin.

1994 ging Willy als Leiter der Wirtschaftsredaktion und stellvertretender Chefredaktor in den Ruhestand, ein für ihn unzutreffender Begriff. Als Frühaufsteher morgenturnte er und pflegte seinen Gemüsegarten – der Physis halber. Als geistiges Training büffelte er täglich alternierend eine seiner sieben Fremdsprachen, darunter Latein, Holländisch und Portugiesisch, als Bettmümpfeli genehmigte er sich ein Kreuzworträtsel. «So ein Streber», neckte ihn Maya stets liebevoll.

Seine Sprachgewandtheit war brillant, aber unaufdringlich. Es war schlicht normal, dass von *Binätsch*, dem Zürcher Wort für Spinat, die Rede war, oder dass Grusskarten oder Reden sich auf die Silbe exakt reimten. Dass er 1991 den Ehrendokortitel der HSG erhielt, wussten wenige; dass er die Urkunde gerollt im Schrank verbarg, fast niemand. Seine Bescheidenheit bleibt ihm eigen.

Als betagtem Senior wurde Willy die Theologie zunehmend wichtig. Gott habe ihn stets getragen, zuweilen stark gefordert. Dass er 1999 den Verlust seines Erstgeborenen, Martin, tragen konnte, darüber waltete Gott. 2014 blieb ihm Trauer und Dankbarkeit beim Heimgang seiner Frau. Gott forderte noch mehr, als auch das Leben seines zweiten Sohnes, René, im Mai 2018 erlosch. Willy Zeller-Stadler hinterlässt zwei Töchter, eine Schwiegertochter und drei Enkelkinder. Sie sind ihm zutiefst dankbar. Mir bleibt *Grosbapi* das grösste Vorbild. *Roman Zeller*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

So erfolgreich sind
unsere Unternehmerinnen

ab Montag, 26. November 2018, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 3. Dezember 2018,
täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv



«Er probt wie ein Verrückter»: Musiker Gölä am Montag im Toggenburg bei den Vorbereitungen auf seine Hallenstadion-Konzerte.

Z'Läbe fägt

Von Rico Bandle — Plattenfirmen wiesen ihn zurück, an Konzerten wurde er mit Tomaten und Eiern beworfen, die Kritiken waren vernichtend. Doch Gölä brach sämtliche Verkaufsrekorde und ist auch zwanzig Jahre später einer der populärsten Musiker des Landes. Wie hat er das geschafft?

Gölä sei dermassen nervös, er könne mit niemandem sprechen, richtet sein Manager einen Monat vor den drei Konzerten im Hallenstadion aus. Der Sänger, der sonst nie um einen Spruch verlegen ist, hat richtiggehend Angst, schläft schlecht. Sechzig Gäste werden mit dem Mundartrocker auf der grössten Konzertbühne der Schweiz stehen, darunter der britische Superstar Bonnie Tyler, Göläs Jugendidol.

«20 Jahre Gölä» wird da gefeiert, und damit das erstaunlichste Phänomen der jüngeren Schweizer Popgeschichte: ein einfacher Bauarbeiter, der eine CD mit selbstgeschriebenen Liedern macht – und dann innerhalb von wenigen Wochen sämtliche Rekorde bricht. Allein von seiner Debüt-CD «Uf u dervo» gingen über 250 000 Exemplare über den Ladentisch, die CD besitzt mindestens jeder zehnte Haushalt der Deutschschweiz.

Die Geschichte von Gölä handelt aber nicht nur vom sagenhaften Aufstieg eines Büzers zum Rockstar, sondern auch von einem Künstler, der die Gräben, die das Land durchziehen, offenlegt wie sonst kaum jemand: zwischen Intellektuellen und Büzern, zwischen Stadt und Land, zwischen den Kultivierten und jenen, die reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Gölä ist mit seiner rüpelhaften Ehrlichkeit eine Reizfigur geworden für alle, die genau zu wissen glauben, was sich gehört und was nicht, was Kunst ist und was Kitsch.

Mit zitternden Händen

Wie sehr sich ein gewisser Menschenschlag von Gölä provoziert fühlt, zeigte sich besonders ausgeprägt bei Göläs erstem grossen Open-Air-Auftritt 1999 in St. Gallen. Im Vorjahr hatte der bis dahin völlig unbekannt Maler und Autolackierer Marco Pfeuti als «Gölä» seine erste CD herausgebracht, am Radio ertönten seither ununterbrochen «Ä Schwan so wiss wie Schnee» und «Keini Träne meh», die Tournee mit sechzig Konzerten war restlos ausverkauft.

Nun kam der Sommer, und sämtliche Open-Air-Festivals des Landes hatten den neuen Superstar gebucht. Auch jenes von St. Gallen, das traditionsgemäss die Saison eröffnet. Gölä spielte erstmals vor über 20 000 Zuschauern, auf derselben Bühne wie Metallica, Van Morrison und Blondie. Die Nervosität des Berners war augenfällig: Seine Hände zitterten beim ersten Lied so stark, dass er nur mit Mühe die Gitarre bedienen konnte.

Die Aufregung war nicht unbegründet. Bereits als er die Bühne betrat, fielen hämische Sprüche. Die Stimmung bei einem Teil des Publikums war aggressiv, aufgeladen. Plötzlich flog die erste Bierbüchse auf die Bühne und verfehlte den Sänger nur knapp. Es folgten Eier, Tomaten, Gurken und viele weitere Bierbüchsen. Es war offensichtlich das Ziel der selbstgerechten Horde, dem leicht übergewichtigen Mundartrocker mit Vokuhila-Frisur aus der Berner Provinz eine Lektion zu erteilen. Man hielt ihn des Festivals für unwürdig, wahrscheinlich spielte auch Eifersucht mit.

Gitarrist Zlatko «Slädu» Perica kann sich noch genau an das Konzert erinnern. «Eine volle Bierbüchse traf mich beim Spielen an der Hand. Hätte sie den Kopf getroffen, ich wäre bewusstlos geworden.» Nach etwa fünf Liedern hätten sie ernsthaft erwogen, das Konzert

Er hatte unzählige Plattenfirmen abgeklappert, niemand wollte seine «Lumpeliedli» veröffentlichen.

abzubrechen. Der Schlagzeuger wollte schon gehen. Auch der Veranstalter drängte auf einen frühzeitigen Abgang. Doch Gölä drehte sich um zu seinen verunsicherten Musikern und machte unmissverständlich klar: «Ich spiele weiter, gebe alles – jetzt erst recht!» Ans Publikum gerichtet, sagte er sinngemäss: «Da wird ständig von Toleranz geredet, und kaum spielt jemand Musik, die man nicht so mag, beschmeisst man ihn mit Gegenständen.»

Die Band zog mit – die Trotzhaltung verlieh den Musikern einen Energieschub. Der Auftritt im St. Galler Sittertobel wurde zum Triumph. «Das ist doch Rock 'n' Roll!», schwärmt Slädu achtzehn Jahre danach und ergänzt: «Jahre später klebten immer noch Eierreste an meinen Verstärker-Boxen.»

Das Konzert steht sinnbildlich für Göläs Laufbahn. Wenige Monate zuvor hatte der Sänger unzählige Plattenfirmen abgeklappert, niemand wollte seine «Lumpeliedli» veröffentlichen. Bloss Rolf Widmer vom Mundartlabel Sound Service gab ihm nach längerem Drängen eine Chance. Allerdings unter der Voraussetzung, dass er sich eine Band zulege. Gölä stiess auf vier Berufsmusiker, die seit vier Jahren zusammen probten, aber keinen Sänger hatten. Einer von ihnen war Slädu. «Die Songs, die er uns präsentierte, erinnerten vom Aufbau her an jene Mani Matters: bloss zwei

Minuten lang, Strophe, Refrain, Strophe, Refrain, fertig.» Gölä habe keine Ahnung gehabt von Noten, Harmonien und wie ein Rocksong aufgebaut sei. Die Profimusiker arrangierten die Songs selbständig, bauten Intros, Bridges und Soli ein, machten sie mit zwei Backgroundsängerinnen melodioser. Gölä liess sie einfach machen. «Er hat uns voll vertraut», erzählt Slädu.

Gölä sagte einmal über die Musiker, denen er seine Karriere verdankt: «Diese Band, diese Jungs – für mich waren das Götter.»

Aus den «Lumpeliedli» waren butterweiche Rocksongs geworden, mit Texten, die die Sorgen und Träume des Durchschnittsschweizers widerspiegelten. Sie handelten vom Fernweh («Uf u dervo»), vom Mobbing («Schwan») und von der Liebe («Keini Träne meh»). Auch sein Büzertum zelebrierte er in einem Song, ohne allerdings seine Lebensform über jene der anderen zu stellen: «Mit Büro u so, ha'ni nüt am Huet, / U drum isch es guet, git's Di. / U wöu Du nid chasch schufle u pickle, / Muesch säge, guet git's mi ...»

Kaum war die Platte herausgekommen, erschien im Nachrichtenmagazin *Facts* eine vernichtende Kritik. Die CD sei «ein einziges So-tun-als-ob», «ungelenk» und «müder Abklatsch», ätzte Musikjournalist Bänz Friedli. «Sein [Göläs] überraschungsfreier Schlagerkitsch ist rührend schlecht», so das Fazit. Friedli verhöhnnte nicht nur den Musiker, sondern auch dessen Fans: «Genau damit begeistert er [Gölä] ein Publikum, das sich gern vormachen lässt, das eigene Leben sei spannender, als es ist.» Als die Verkäufe durch die Decke gingen, über 50 000 Exemplare verkauft waren, druckte Gölä die *Facts*-Kritik auf T-Shirts – sie wurden zum Verkaufshit.

Bänz Friedli ist mittlerweile Komiker, das Nachrichtenmagazin *Facts* schon lange tot, Gölä aber lebt noch immer – und viele seiner Lieder sind zum Volksgut geworden.

Alkoholexzesse und Bordellbesuche

Nur wenige Wochen dauerte es, bis aus dem Nobody Marco Pfeuti einer der populärsten Mundartsänger des Landes geworden war. Gölä war fast täglich in den Schlagzeilen, jeder seiner Schritte wurde verfolgt. Wo er auftauchte, bildeten sich Menschenansammlungen. In Dieter Liechtis Biografie «Gölä – I hätt no viu blöder ta» (2004) sind die ersten Monate und Jahre von Göläs Karriere detailliert aufgezeichnet. Es ist ein Protokoll darüber, was pas-



Am Anfang flogen Eier: Open-Air St. Gallen, 1999.



Er kann auch anders: Familienmensch Gölä, 2017.

siert, wenn ein paar ausgewachsene Lausbuben plötzlich berühmt und wohlhabend werden: Das Buch ist eine Aneinanderreihung von Alkoholexzessen und Bordellerlebnissen, von Abstürzen und Glanzleistungen. «Vielleicht wirken die Schilderungen auf die Leser übertrieben, aber so war es tatsächlich», sagt Gitarrist Slädu, «man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, was wir da durchgemacht haben.»

Die Zeit um die Jahrtausendwende war vielleicht die letzte Phase, in der Rockbands sich so richtig austoben konnten: Noch gab es keine Handycameras, mit denen jeder Fehltritt von Prominenten dokumentiert wurde, und noch war es möglich, mit Musik viel Geld zu verdienen. Die Leute kauften CDs en masse – zumindest jene von Gölä. In einem Interview von 1999 sagte der Sänger: «Was jetzt abgeht, das nenne ich einen One-Night-Stand. Klar geht es ein Jahr oder zwei. Aber es wird aufhören.» Der Musiker verhielt sich so, als wolle er um jeden Preis verhindern, dass er irgendwann das sagen muss, was er in einem seiner grössten Hits besingt: «I hätt no viu blöder ta, / Hätt nüt a mir verbi gah lah / Weni denn scho gwüst hätt gha / Das i di Zyt nid für immer ha ...»

Der *Blick* lockte ihn in die Falle

Liechtis Biografie befriedigt nicht nur voyeuristische Bedürfnisse, sie bietet auch einen Einblick, wie Gölä funktioniert. Am St. Galler Konzert mit den fliegenden Bierbüchsen zum Beispiel hatte Gölä seine Songtexte vergessen, die er zur Gedächtnisstütze immer auf der Bühne dabei hat. Dreissig Minuten vor Konzertbeginn brach deswegen Panik aus. Gölä schrieb in der Folge die Texte aus dem CD-Booklet ab.

Interessant ist auch Göläs zwiespältiges Verhältnis zu Journalisten. Er spielte mit ihnen, steckte ihnen Geschichten, führte sie an der Nase herum, verkrachte sich. Zuweilen

sagte er Interviews kurzfristig ab, weil er lieber mit dem Sohn fischen ging. Als Fotografen seinen Sohn ablichteten, brach er für kurze Zeit vollständig mit den Medien, wollte nie mehr ein Interview geben – er verkündete dies ausgerechnet im *Blick*.

Gölä und die Medien – das lässt sich mit dem Verhältnis eines Junkies zu den Drogen vergleichen. Der Rummel passt ihm nicht. Aber er kann nicht sein ohne. Selbst von seinen Reisen auf der anderen Seite der Weltkugel meldete er sich öffentlichkeitswirksam zu Wort. Auf dem Höhepunkt seiner Popularität kannten einige Boulevardjournalisten keine Grenzen mehr. So versuchte ihn der *Blick* einmal in eine Sex-falle zu locken. Ein Reporter der Zeitung organisierte eine Blondine und wollte sie zu ihm in den Backstagebereich schicken. Da ihr der Zutritt verweigert wurde, schrieb der Journalist Gölä nach dem Konzert ein SMS: «Hallo Gölä! Wir sind jetzt im Hotel soundso – sie bewohnt das Zimmer XX.» Der Musiker, der gerade eine neue Freundin hatte, konnte widerstehen. Mit dem Journalisten redete er lange nicht mehr. So zumindest steht es in der Biografie.

Gölä ist weg – und wieder da

Anfangs 2002 – vier Jahre nach dem Start – gab Gölä das Ende seiner Laufbahn als Mundartsänger bekannt. Die zwei ausverkauften Konzerte im Zürcher Hallenstadion am 15. und 16. Februar sollten Höhe- und Schlusspunkt einer Musikerkarriere sein, wie sie die Schweiz noch nie erlebt hatte. Die Konzerte bedeuteten nicht nur für Gölä einen Wendepunkt, sondern für die gesamte Musikszene: Erstmals war der Beweis erbracht, dass ein Mundartsänger die grösste Konzerthalle des Landes füllen kann. Der kometenhafte Erfolg Göläs verlieh der Branche den nötigen Schub, der spätere Massenphänomene wie Bligg oder Lo & Leduc ermöglichte: Mundartmusik war plötzlich nicht mehr nur eine Sache für Schweizer Nischen-

labels, die hiesigen Ableger der internationalen Plattenfirmen begannen sich plötzlich für dieses Genre zu interessieren.

Gölä wollte neu mit englischen Liedern durchstarten und veröffentlichte unter dem Namen «Burn» ein Album. Doch rasch musste er feststellen: Als englischsprachiger Songwriter ist er bloss einer unter Hunderttausenden. Und Gefühle in einer Fremdsprache auszudrücken, ist viel schwieriger als in der Muttersprache. Mit Gitarrist Slädu und Keyboarder Thomas «TJ» Gyger verabschiedeten sich in der Folge die letzten Musiker aus der Urformation. «Für mich war die Sache wie abgeschlossen», sagt Slädu, der danach als Gitarrist und musikalischer Leiter von Florian Ast, DJ Bobo, Bligg, Luca Hänni und vielen mehr zu den gefragtesten Instrumentalisten der Schweiz wurde.

2004 scharte Gölä neue Musiker um sich. Grösstenteils Leute, die er noch nie gesehen hatte. Es sollte ein unbelasteter Neustart sein. Und wieder hatte er das richtige Gespür: Die vor vierzehn Jahren zusammengewürfelte Band ist bis heute zusammengeblieben. Gitarrist Ueli Bleuler stiess per Zufall dazu. «Mit Gölä zu arbeiten, macht Riesenspass. Er ist ein hervorragender Motivator, voller Ideen», sagt er.

Über die Jahre erschienen mehrere englischsprachige CDs, die vergleichsweise nur wenig beachtet wurden. Dass es etwas ruhiger um ihn wurde, kam Gölä gelegen. 2006 ging die Band auf Klub-Tour, spielte in kleinen Sälen mit 100 bis 300 Zuschauern. Als Zugabe spielte Gölä manchmal ein paar Mundartsongs – und jeder konnte sehen, wie sehr die Zuschauer danach gedürstet hatten. Das Umdenken kam beim Argovia-Fest 2007 im Birrfeld. 40 000 Zuschauer waren vor Ort, und als Gölä am Ende noch einige alte Mundartsongs spielte, blühte die Masse auf. Ein gigantischer Volkschor sang die Lieder inbrünstig mit. Gölä war

so berührt, dass er sagte: «Wow, ich glaube, ich muss wieder Mundart singen.»

Gölä, so wie die Schweiz ihn liebte, war zurück.

Zwar sang er weiterhin auf Englisch. Doch er gab den Leuten auch das, was sie wollten. Er nahm seine alten Hits noch einmal auf, gab sie zusammen mit englischen Songs in einem Doppelalbum heraus («Tattoo – Best of Bärndütsch / So Damn' Sexy»). Im gleichen Jahr produzierte er eine CD mit neuen Mundartliedern («Z'Läbe fägt») – und wieder füllte er zweimal das Hallenstadion.

Gölä hatte die Mischung gefunden, die zu ihm passte: Die populären Mundartsongs bildeten die Basis, um sich nebenher auch Herzensprojekten widmen zu können, wie zum Beispiel den zwei erfolgreichen CDs mit den legendären Bellamy Brothers und die «Papagallo & Gollo»-Kindergeschichten.

Kuschelrock und Verweichlichung

Die Kritik an der Musik ist ziemlich verstummt. Mittlerweile attestieren Gölä viele Fachleute, dass er ein begnadeter Songwriter sei – wenn auch oft nur hinter vorgehaltener Hand. Seine Songtexte sind schnörkellos einfach, nie ist da ein Wort zu viel, und sie treffen genau den Punkt. Ähnliches lässt sich über die Musik sagen: melodioser Rock, der *fadegrad* auf die Gefühle des Publikums zielt. «Irgendwer hat einmal gesagt, schönes Zeug sei kitschig. Und die anderen haben dies übernommen. Aber schönes Zeug ist doch einfach schön und fertig», sagte Gölä einmal.

Aber Gölä kann auch anders. In seinem gewitzten Protestsong «La se la rede» macht sich der bekennende Raucher und Freund von Alkohol ironisch und pointiert über die Verbotkultur und den Gesundheitswahn lustig: «La se la stärbä, so gsung wie sie wei / i stirbe o, aber i stirbe frei.» Auf Youtube findet sich eine

Konzertaufnahme dieses Lieds: Der Büezer mit Armen wie Baumstämmen zieht für einmal das musikalische Florett. Ganz alleine auf der grossen Bühne, die akustische Gitarre um den Hals, besingt er mit einem spitzbübischen Lächeln die Freiheit, die ihm niemand nehmen kann.

In der Öffentlichkeit wird lieber ein anderes Bild von Gölä gezeichnet: jenes des ungestümen Büezers, des verbalen Haudegens. Gölä tut das Seine dazu bei. Gerne zieht er in Interviews über die «Linken» und «Studierten» her. «Unser System fördert es geradezu, dass junge Menschen das Geld vom Sozialamt erhalten, selbst wenn sie gar nicht krank sind», sagt er etwa. Oder: «Wir verweichlichen immer mehr.

Der Historiker Georg Kreis setzt Gölä auf eine Stufe mit Donald Trump.

Alle jammern nur noch und finden es selbstverständlich, den Staat zu schröpfen.» Auch in einigen Songs geht er auf das Thema ein: «Ja sie tüe studiere, aues therapiere, / u nähme sich Zyt für jede fuule Hung... / Sie verschäiche mis Gäut, jedem Arsch uf dere Wäut, / aber was mir da tüe, nei, das isch nid gsung...»

Steht ein Journalist mit einem Notizblock vor ihm, blüht er in seiner Rolle als Linkenschreck auf. Er gehört zur aussterbenden Spezies von Freigeistern à la Polo Hofer oder Chris von Rohr, die bewusst all das in den Mund nehmen, was die PR-gestählten Jungmusiker nicht sagen dürfen, weil es ihrem Image schaden könnte. Er weiss genau, mit welchen Stichwörtern er die urbane Intelligenzija in Rage bringt. Der Historiker Georg Kreis setzt Gölä auf eine Stufe mit Donald Trump: «Den neuen US-Präsidenten und den «Büetzer»-Sänger verbindet ihr Hass auf alles Andersartige.»

«Der Eindruck von Gölä täuscht», sagt Gitarrist Ueli Bleuler. Privat sei er keineswegs ein Haudegen, mit ihm könne man über jedes Thema diskutieren. «Er ist interessiert und offen für alles», sagt er. Voraussetzung sei aber, dass man ehrlich und direkt sei. «Versucht jemand, hintenherum etwas zu deichseln, spricht jemand nicht Klartext, so macht ihn das rasend.» Bleuler lobt Gölä in den höchsten Tönen. «Er ist ein hervorragender Vorgesetzter, sehr fordernd, aber sehr loyal.» Dass die Band nun vierzehn Jahre praktisch unverändert geblieben sei, spreche für sich.

Nicht nur der Songwriter Gölä wird oft unterschätzt, sondern auch der Geschäftsmann. Der Musiker ist Chef seiner eigenen Firma, er zieht die Fäden, hat ständig Ideen, auch was das Marketing betrifft. «Wenn er etwas will, dann will er es. Meistens ist es dann auch wirklich gut», sagt Bleuler. «Zu jeder Tageszeit kommen ihm Dinge in den Sinn – und dann will er sie sofort umsetzen.»

Der Gitarrist verweist auf melancholische Lieder wie «D'Starne» oder «Unändlich chli», die Göläs Charakter besser widerspiegeln als die provokanten Interviews. Gölä sei im Kern ein demütiger Mensch. «Er empfindet es als grosses Privileg, leben zu dürfen. Das macht wohl seinen Erfolg aus.»

Jetzt also stehen die drei grossen Konzerte bevor. Göläs Bühnenangst hat in den letzten zwanzig Jahren keineswegs abgenommen. «Er probt wie ein Verrückter», sagt sein Manager Lukas Moser. Vor fliegenden Bierbüchsen wird er sich im Hallenstadion nicht fürchten müssen. Für Gölä geht es trotzdem um alles, nämlich darum, sein grosses Versprechen einzulösen: dass *z'Läbe fägt*.

20 Jahre Gölä: Die Abendkonzerte vom 1. und 2. Dezember im Zürcher Hallenstadion sind ausverkauft, für das Nachmittagskonzert am 2. Dezember sind noch einige wenige Tickets verfügbar.



FALLS WIR ÜBER SIE
NOCH NIE GESCHRIEBEN
HABEN, SOLLTEN SIE
VIELLEICHT ANFANGEN,
BILANZ ZU LESEN.

Die spannendsten Seiten der Wirtschaft.

Hier für
Newsletter
anmelden:



Mit Schweizer Pass im Konzentrationslager

Von Pierre Heumann — Während des Zweiten Weltkriegs wurden mehrere hundert Schweizer Opfer des Holocaust. Was unternahm Bern, um Juden, Kommunisten und Homosexuelle aus der Mordmaschine des Dritten Reichs zu befreien?

Leopold Obermayer war wütend und verzweifelt zugleich. Als Schweizer Bürger hatte er sich in Sicherheit vor den Nazi-Schergen gewöhnt. Doch es kam anders. Der Schaffhauser Jurist und Weinhändler mit Wohnsitz im bayerischen Würzburg gerät 1934 in «Schutzhaft» – so beschönigen die Nazis ihre Möglichkeit, Regimegegner ohne richterliche Erlaubnis einzusperrern. Obermayer kommt ins KZ Dachau. Seine «Vergehen»? Er hatte sich über die Verletzung des Postgeheimnisses beklagt, sich zu seiner Homosexualität bekannt, war zudem Jude, und die Nazis hielten ihn für einen russischen Spion.

Ende 1935 wendet sich Obermayer zornig an Heinrich Himmler, einen Vertrauensmann von Adolf Hitler. «Wir Schweizer haben schon 1307 mit den österreichischen Fronvögten abgerechnet, und Wilhelm Tell hat Gessler und Gesslerhut beseitigt», schreibt Obermayer. Und seit dieser Zeit «sind wir Schweizer freie Bürger».

Obermayer verlangt später, den Schweizer Konsul zu sprechen, in der Hoffnung, dass ihm dieser helfen werde. Doch der Diplomat will sich nur begrenzt für ihn einsetzen. Dem Konsul ist viel daran gelegen, dass Obermayer seine Drohung nicht wahr mache, die schlimmen Zustände im Konzentrationslager Dachau anzuprangern, wo er zuvor neun Monate gelitten hat. Die Enthüllungen könnten die Beziehungen zwischen Bern und Berlin belasten, befürchtet der Diplomat.

Forderung nach einem Mahnmal

Später kommt Obermayer ins KZ Mauthausen bei Linz, wo die Nazis besonders sadistische Foltermethoden anwenden. Er wird dort im Februar 1943 getötet. Obermayer ist kein Einzelfall. Laut einer Schätzung von Bundeshaus-Historikern in den 1960er Jahren wurden 129 Schweizer in Konzentrationslagern ermordet, davon mindestens drei in Auschwitz. 36 Schweizer seien in einem KZ «verschwunden». Unter den Schweizer Opfern seien Juden mit 20 Prozent in der Minderheit gewesen. Andere Quellen sprechen von höheren Opferzahlen: Es hätten sich «rund 1000 Personen» bei den Behörden als NS-Verfolgte gemeldet, und sie hätten Entschädigungsansprüche geltend gemacht, sagt Gregor Spuhler, der Leiter des Archivs für Zeitgeschichte der ETH. Diese Zahl könne aber nicht mit der Zahl der Schweizer Opfer gleichgesetzt werden. Erstens verlangten nie alle Menschen, die dazu berechtigt wären, Entschädigungen, und zweitens lehnten die Schweizer



Besonders sadistische Foltermethoden: Konzentrationslager im österreichischen Mauthausen, um 1940.

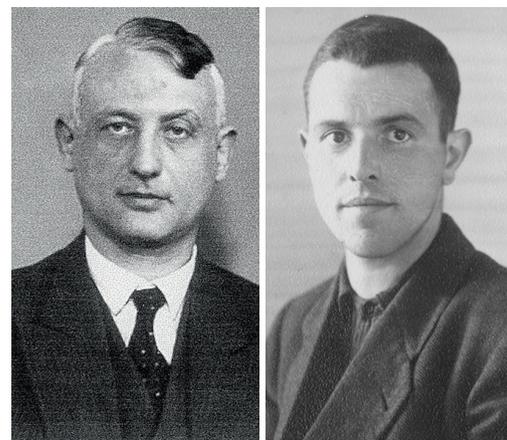
Behörden zahlreiche Gesuche ab. Frauen «mit liederlichem Lebenswandel», «sozial Auffällige» oder Straftäter wurden als «selbstverschuldet» taxiert. Auch wenn sie durch das NS-Regime zu Schaden gekommen waren, hatten sie keinen Anspruch auf Entschädigungszahlungen. Dasselbe galt für Schweizerinnen, die durch Heirat mit einem Ausländer ihr Bürgerrecht verloren hatten. Auch sie sind in der Statistik nicht berücksichtigt.

Sieben Jahrzehnte nach dem Untergang des Dritten Reichs wollen die Journalisten Balz Spörri, René Staubli und Benno Tuchschnid endlich Klarheit über die Schicksale der Schweizer Holocaust-Opfer schaffen. Das Resultat ihrer Recherchen werden sie in einem Jahr bei NZZ Libro publizieren.

Bereits jetzt wird aber die Forderung laut, den Schweizer Opfern des Holocaust ein Mahnmal zu errichten. Beim heutigen Wissensstand

Ähnlich schnöde wie Obermayer wurde auch André Weill aus Neuenburg behandelt.

wäre laut Remo Gysin, dem Präsidenten der Auslandschweizer Organisation (ASO), eine Gedenktafel ohne Namen denkbar. Dort sollten die verschiedenen Opfergruppen genannt werden – zum Beispiel Juden, Widerstandskämp-



Keine Chance auf Hilfe: Obermayer (l.), Mülli.

fer, Linke, Fahrende oder Homosexuelle. Für Historiker der ehemaligen Bergier-Kommission – Jacques Picard, Jakob Tanner und Georg Kreis – sowie den Völkerrechtler Daniel Thürer braucht es indessen als Ausdruck offizieller Anerkennung einen Bericht der Regierung, weil «der Schutz der Freiheit und der Rechte sowie der Schutz von Leib, Leben und Würde» der Bürger elementare Elemente der Eidgenossenschaft seien.

Für SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi liegt ein Denkmal in der Kompetenz des Bundesrates. Aeschi würde ein solches begrüssen, «allerdings ist dafür keine neue durch das Parlament verabschiedete gesetzliche Grundla-

ge nötig». CVP-Fraktionschefin und Bundesratskandidatin Viola Amherd hält eine Gedenktafel für «denkbar», meint aber: «Eine finanzielle Entschädigung sehe ich nicht.»

Auch wenn die Zahl der Schweizer Holocaust-Opfer nicht genau bekannt ist: In mehreren Fallstudien wurden Einzelschicksale aufgearbeitet, so zum Beispiel vor einem Jahr von Yves Demuth im *Beobachter*. Doch wie verhielten sich der Bundesrat und die Diplomaten in Frankreich, im Dritten Reich und in Ungarn?

«Vorzimmer des Todes»

Die Gesandtschaft in Berlin versuchte immer wieder, Schweizer Bürger im KZ zu besuchen. Allerdings werden ihre Gesuche vom deutschen Innenministerium abgeschmettert. Da auch die jüdischen Schweizer ab 1935 von den Nürnberger Rassengesetzen bedroht sind, verbietet sich die Botschaft in Berlin «jegliche Art von Diskriminierung», schreibt Paul Widmer in seiner Biografie über «Minister Hans Frölicher – Der umstrittenste Schweizer Diplomat», von 1938 bis 1945 Berns Mann in Berlin. Die Schweiz kann gegenüber dem Nazi-Staat zwar das Prinzip durchsetzen, dass es «nur eine Kategorie von Schweizer Staatsangehörigen gibt». Die deutsche Seite setzt sich in der Praxis freilich über diesen Grundsatz hinweg.

Auf die Unterstützung der Schweiz muss zum Beispiel Leopold Obermayer verzichten. Aussenminister Giuseppe Motta ist laut Recherchen der Historikerin May B. Broda gegen eine Intervention der Eidgenossenschaft in Berlin. Hilfeleistung für den «in moralischer wie auch in politischer Hinsicht schwer kompromittierten» Mitbürger hält Motta nicht für opportun.

Ähnlich schnöde wie Obermayer wurde auch der Auslandschweizer André Weill aus Neuenburg behandelt. Im Sommer 1943 schreibt er dem Konsul in Toulouse, er werde mit seiner Frau im Internierungslager Drancy festgehalten, nordöstlich von Paris. Weill fleht den Schweizer Vertreter an, sich dringend seines Falles anzunehmen, denn Drancy sei eine Zwischenstation auf dem Weg ins Todeslager Auschwitz. Es gilt als «Vorzimmer des Todes». Die Weills kommen auf die Liste eines Konvois, der Schweizer Juden im September 1943 in Sicherheit bringen soll, so der Historiker Marc Perrenoud. Bereits im November 1942 setzt sich Generalkonsul René Naville gegenüber den Nazis für eine Befreiung der Schweizer ein, die im Lager Drancy gefangen gehalten werden. Deutsche Beamte sichern Naville zu, dass ein Konvoi für Schweizer Bürger «sofort» organisiert werde.

In Bern zeigt man sich darüber nicht erfreut, schreibt Estelle Papaux in ihrer Lizentiatsarbeit über die Einstellung der Schweizer Behörden gegenüber Schweizer Juden im Vichy-Frankreich. Bundesrat Motta befürchte, dass ein vollständiger Rücktransport der Schweizer Juden «extrem schwierige und komplexe Probleme» verursachen würde, heisst es in einer departementsinternen Notiz.

Die Rettung kommt für die Weills denn auch zu spät. Das Paar aus Neuenburg wird Ende Juli 1943 in einen Viehwagen verladen und bei der Ankunft in Auschwitz vergast.

Im Dritten Reich lebten mehrere tausend Schweizer Bürger. Ende 1942 waren laut Paul Widmer knapp 14 500 Landsleute registriert. In den letzten beiden Kriegsjahren war zwar eine starke Rückwanderung zu verzeichnen – aber wie viele es waren, weiss man nicht. Widmer schätzt, dass bis zum Kriegsende im Mai 1945 etwa 3000 Personen in die Schweiz zurückkehrten.

Wegen «Hochverrats» ins KZ Dachau

Bei zwei Kategorien von Auslandsbürgern waren der Schweiz die Hände gebunden. Deutsch-schweizerische Doppelbürger im Deutschen Reich unterstanden der Hoheit des Nazi-Reichs. Und Frauen, die gemäss damaligem Recht nach ihrer Heirat mit einem Ausländer ihren Schweizer Pass hatten abgeben

müssen, konnte auch nicht geholfen werden. Trotzdem sind Fälle bekannt, in denen sich Schweizer Diplomaten für solche Frauen einsetzten. So verhaftete die Gestapo den Griechen Léon Cuenca zusammen mit seiner Frau, einer Schweizer Jüdin, die wegen der Heirat mit Cuenca ihren Pass verloren hatte. Der Schweizer Konsul in Saloniki intervenierte bei den Deutschen, und es gelang

ihm, das Paar vor dem sicheren Tod zu retten.

Keine Chance auf Hilfe aus Bern hatten Schweizer, die deutsches Recht gebrochen hatten. Dazu gehört Albert Mülli. Der lange arbeitslose Heizungsingenieur und Präsident der Zürcher Metallarbeiterjugend ist aktiv im Widerstand gegen die Nazis engagiert. 1938 soll er in Wien kommunistische Flugblätter an die dortigen Genossen übergeben. Dabei wird Mülli festgenommen, und er kommt wegen «Hochverrats» ins KZ Dachau, wo er, trotz einer Intervention des Bundesrates, bis 1945 inhaftiert bleibt. Befreit wird er erst kurz vor Kriegsende, von amerikanischen Truppen.



Intervention nützte nichts: Albert Müllis KZ-Jacke.

Zeitzeugen

«Darum lebe ich noch»

Meinem Vater gelang die Flucht aus Hitlerdeutschland in die Schweiz. Von Anita Winter

Mein Vater, Walter Strauss, lebte in Berlin, als in der Reichspogromnacht vor achtzig Jahren die Synagogen in Brand gesetzt, die Geschäfte zerstört und die ersten Juden verhaftet wurden. Millionen wurden später ermordet, doch mein Vater hat den Holocaust überlebt, dank seiner glücklichen Flucht in die Schweiz, wo er dem Schicksal von sechs Millionen europäischen Juden entging. «Der Bundesrat hat ein Auge zugezückt. Darum lebe ich noch», sagte er uns Kindern immer wieder. Mein Vater wurde 1922 in Heilbronn geboren. Seine Mutter, die ursprünglich aus dem aargauischen Baden stammte, hatte wegen der Heirat mit einem deutschen Arzt die Schweizer Staatsbürgerschaft verloren. Zu Hause sprachen sie immer Schweizerdeutsch. Mein Vater hat als Jugendlicher in Deutschland Schreckliches gesehen und erlebt. Gerade deshalb erzählt er heute von damals – er befürchtet, dass die Menschen aus der Vergangenheit nichts gelernt haben könnten, dass sich die Geschichte wiederholen könnte.

Dennoch resignieren er und die rund 400 Holocaust-Überlebenden in der Schweiz nicht. Die, die noch können, erzählen weiter davon, wie sie entrechtet, gedemütigt und der Menschenwürde beraubt wurden, sie erzählen, wie sie den Holocaust überlebt und danach trotz des Traumas weitergelebt haben. Sie erzählen, solange es geht, weil sie dies als ihre Pflicht erachten – zum Andenken und als Ausdruck des Respekts vor den sechs Millionen Ermordeten, die nicht mehr sprechen können, und zum Schutz unserer starken Schweizer Demokratie. Irgendwann werden die Stimmen der letzten Zeitzeugen verstummen. Wir werden die Zeitzeugen nie ersetzen können, denn Sie haben mit eigenen Augen gesehen, wozu Menschen fähig sind. Mein Vater sagt immer: «Die Erinnerung ist schwer, aber auch eine Chance.» Wir sind gut beraten, diese Chance nicht zu verpassen.



Anita Winter ist Gründerin und Präsidentin der Gamaraal Foundation. 2017 hat die Stiftung mit der Ausstellung «The Last Swiss Holocaust Survivors» viele tausend Besucher erreicht. Ihr wurde zusammen mit dem Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich

der Biglerpreis für hervorragende Projekte im Bereich der Holocausteducation verliehen.
www.gamaraal.org

Ich bin 14 und auf Drogen

Von *Sophie Bandle* — Meine Lehrerin schickte mich zum Arzt, weil ich angeblich zu gescheit bin. Zurück kam ich mit einer Packung Ritalin in der Tasche.

Es war bereits meine fünfte Sitzung beim Kinderarzt. Diesmal mussten meine Eltern mitkommen, schliesslich wollte er die Resultate der vielen Tests präsentieren, die ich in den vergangenen Sitzungen hatte machen müssen. Wir sassen angespannt auf unseren Stühlen. Der Entwicklungspädiater erklärte mit ruhiger Stimme, was er herausgefunden hatte. Dabei zeigte er auf ein Blatt mit Statistiken. In jedem Bereich war ich gut bis sehr gut, alles im normalen Bereich. Von Hochbegabung, wie meine Lehrerin vermutet hatte, könne man aber nicht sprechen. Nur in einem Bereich gab es eine riesige Abweichung nach unten: bei der Konzentration und dem Kurzzeitgedächtnis. Hier liege die Ursache für meine Probleme in der Schule und auch im Sozialen, sagte der Arzt. Und: «Das kann man mit Medikamenten lösen.»

Ich war verblüfft, ich hatte gar nicht gewusst, dass ich solche Probleme habe.

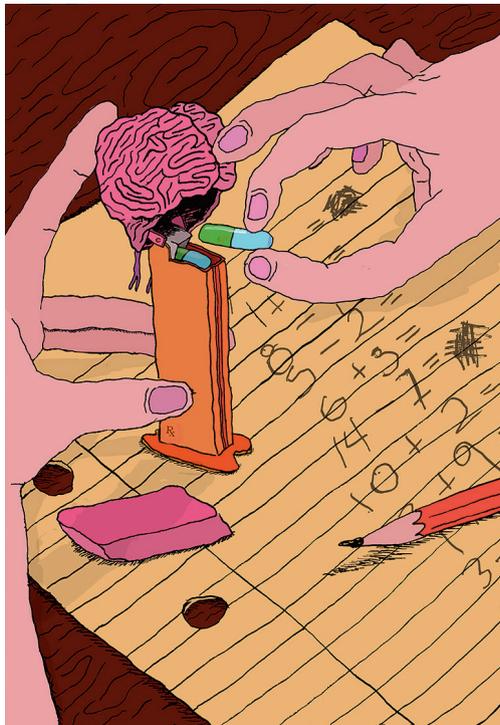
Klar, die Schulzeit war für mich nie einfach. Ich nervte die Lehrer und sie mich. Oft hatte ich deswegen Schwierigkeiten. Doch das war für mich normal. Erst nach dem Gespräch fing ich an, mich zu beobachten. Es wurde mir bewusst, wie rasch ich in der Schule gedanklich abschweifte. Eine Fliege, die draussen herum-schwirrte, war um einiges spannender als der Unterricht. Ich merkte, dass ich oft keine Ahnung hatte, was der Lehrer eben gesagt hatte. Das ist mir erst bewusst geworden, nachdem mir ein Fachmann sagte, dass ich an Konzentrationsstörungen leide, einer Form von ADHS.

Voller Vorfreude

In den nächsten Tagen haben wir zu Hause viel diskutiert. Ritalin, was ist das genau? Was macht das mit einem? Und ist es richtig, Probleme mit Tabletten zu lösen? Meine Mutter fand, ich solle es doch ausprobieren – man könne jederzeit wieder aufhören. Das hat auch der Arzt gesagt. Mein Vater war eher dagegen: Ritalin würde mich verändern. «Du bist vielleicht etwas durchgeknallt, aber so haben wir dich gern, wir wollen dich nicht anders», sagte er.

Auch ich hatte meine Zweifel, ich wollte ja besser in der Schule werden. Doch wenn sich die Einnahme von Medikamenten auf meinen Charakter ausprägt, wollte ich nichts damit zu tun haben. Ich war aber auch neugierig. Wie wirkt das? Werde ich plötzlich bessere Noten haben, ohne mehr lernen zu müssen? Das tönnte verlockend. Ich wollte es probieren.

Am Tag als mir der Psychologe das Ritalin überreichte, war ich ziemlich aufgeregt. Er er-



«Du bist so komisch drauf.»

klärte mir, wie und in welcher Dosis man das Medikament einnehmen soll: Zweimal am Tag sollte ich von nun an eine Tablette schlucken. Bis die Wirkung einsetze, dauere es eine halbe Stunde, erklärte er. Falls ich nichts merken würde, was eher unwahrscheinlich sei, solle ich die Dosis auf eineinhalb Pillen erhöhen. Es werde zwei bis drei Monate dauern, bis ich die richtige Dosis für mich gefunden hätte.

Voller Vorfreude kam ich mit der Packung Ritalin nach Hause. Wenn das stimmt, was der Psychologe sagt, so wird mein Leben ab jetzt viel einfacher! Am nächsten Morgen warf ich meine erste Tablette ein. Die Enttäuschung war gross. Ich spürte keine Wirkung. Am nächsten Morgen nahm ich einfach zwei Tabletten, ohne meinen Eltern etwas davon zu sagen. Wieder nichts. Ich wurde wütend, schrie herum, das sei alles unnützlich. Eine Woche später, nach weiteren gescheiterten Versuchen, suchte ich Hilfe bei meinem Ritalin-Arzt. Der sagte, dass einige Menschen Ritalin einfach nicht aufnehmen und nichts von der Wirkung verspüren.

Er empfahl mir eine Alternative: ein neues Produkt namens Elvanse. 60 mg des Wirkstoffs stecken in einer Kapsel, ich sollte sie in Wasser auflösen und etwa einen Viertel davon trinken. Man könnte die Pillen auch direkt schlucken, allerdings nimmt man dann gleich die ganze Dosis zu sich. Und ein Viertel sollte bei mir rei-

chen, so der Arzt. Ich ging nach Hause mit einem Rezept für 30 Pillen, die einiges teurer sind als Ritalin. Eine Monatspackung Ritalin kostet Fr. 8.50, bei Elvanse sind es 150 Franken.

Meine Erwartungen waren nicht mehr hoch. Also schluckte ich eine ganze Kapsel, und als meine unwissende Mutter eine weitere im Wasser auflöste, trank ich zusätzlich einen Viertel des Glases. «Sonst merke ich wieder nichts», dachte ich. Ich ging also mit der fünffachen der empfohlenen Dosis in die Schule. Ich spürte wieder nichts. Doch plötzlich machte mich meine Lehrerin darauf aufmerksam, dass ich voll bei der Sache sei, während des ganzen Unterrichts gut mitgemacht und die Aufträge sofort verstanden hätte. Ich war zufrieden. «Selber muss ich ja keine Wirkung spüren», dachte ich. «Hauptsache, meine Schulleistung wird besser.» Am nächsten Morgen schluckte ich wieder dieselbe Dosis. Den Mitschülern fiel eine Veränderung an mir auf. Aber nicht, dass ich – wie erwartet – ruhiger war, sondern motivierter und ständig Fragen stellte. Plötzlich interessierte mich alles. Die Lehrer wie auch die Schüler fanden das nicht unbedingt toll, da ich mich ständig einbrachte und den Unterricht bremste.

Ganz brav wie befohlen

Mein gleichaltriger Nachbar sagte mir am Mittagstisch plötzlich, dass mit mir etwas nicht stimme. «Du bist so komisch drauf», sagte er. Ich machte mir Gedanken darüber und hatte kurz darauf einen Zusammenbruch. Auch in den nächsten Tagen kamen mir oft die Tränen – meistens wusste ich nicht, weshalb. Ich begann einfach lautlos zu weinen. Die emotionalen Ausbrüche nahmen zu, manchmal rannte ich einfach weg und verkroch mich irgendwo.

Meinen Eltern wollte ich anfangs nicht davon erzählen, da sie sich dann Sorgen machen würden. Ich beschloss, ganz brav nur noch einen Viertel des Elvanse-Glases zu trinken, wie der Arzt empfohlen hatte, und hoffte auf Besserung. Doch nun drohte mir die Decke auf den Kopf zu stürzen: Ich realisierte, wie viel ich noch zu tun hatte mit Hobbys und Schule. Ich fühlte mich völlig überfordert. Vorher ging in der Schule alles so leicht, jetzt wurde mir alles zu viel. Jede noch so kleine Hürde erschien mir wie ein unüberwindbares Hindernis.

Mittlerweile hat sich die Sache etwas beruhigt: Ich habe herausgefunden, welche Dosis für mich die richtige ist. Der Arzt hat mich dabei unterstützt. Ob es die richtige Entscheidung ist, das Medikament zu nehmen, kann ich nicht sagen. Zurzeit läuft es bei mir sowohl in der Schule als auch im Privaten ziemlich gut. Ob dies am Elvanse liegt? Ich weiss es nicht. Denn manchmal vergesse ich, das Medikament einzunehmen, und fühle mich an dem Tag nicht merklich anders als an anderen.

Sophie Bandle, 14, besucht die 2. Sekundarklasse in Zürich. Dieser Text entstand im Rahmen des Zukunftstags, wo Schüler Einblick in die Berufswelt erhalten.

Mörgeli

Genosse lobt Genossen

Von Christoph Mörgeli

Venezuelas Wirtschaft am Abgrund», titelt das Schweizer Radio und Fernsehen SRF. «Krise in Venezuela», berichtet der *Blick*. Die *Basler Zeitung* beschreibt einen «Massenexodus» von «mehr als drei Millionen Venezolaner». Von einer «Tragödie Venezuelas» weiss die *Berner Zeitung* und stöhnt über «eine der schlimmsten Hyperinflationen der Weltgeschichte». Und der *Tages-Anzeiger* informiert über eine «katastrophale wirtschaftliche Lage», von «Hunger» und «Verzweiflung».

Wir sprechen vom erdölreichsten Land der Welt. Vom landschaftlich vielfältigsten, faszinierendsten Südamerikas. Es wurde heil- und hemmungslos zuschanden geritten. Von einer gewissenlosen sozialistischen Einparteiendiktatur und dem dazu passenden, korrupten Personal. Die Kriminalitätsrate ist unfassbar, die Gesundheitsversorgung entsetzlich, die Ernährungssituation unbeschreiblich. Die Ölförderanlagen verrotten. 80 Prozent der Venezolaner leben in Armut. Dank Hugo Chávez und Nicolás Maduro. Die Menschenrechte? Ein einziges Desaster.

Doch wie standen hierzulande jene Kreise, die gegenwärtig die Menschenrechte nicht genug beschwören können, zum Sozialismusexperiment in Venezuela? Sie luden Präsident Chávez 2006 als «Stargast» an die 1.-Mai-Feier nach Zürich. Die Videoübertragung scheiterte nur deshalb, weil *el presidente* «zu einem Gipfeltreffen nach Kuba gereist» sei. An die Maifeier 2010 wurde María León als Sprecherin an die Limmat geladen, Frauenministerin von Chávez, der sich inzwischen mit dem iranischen Holocaust-Leugner Achmadinedschad verbrüdet und den Schlächter Gaddafi «einen der grössten Staatsmänner des Jahrhunderts» genannt hatte.

Solche Genossen verdienen keinen Genossen. Doch SP-Nationalrat Cédric Wermuth verteidigte das Regime Chávez 2013 im *Le Matin* wie ein Löwe: «Der Unterschied zwischen Realität und bürgerlicher Propaganda ist beeindruckend.» Chávez sei kein Diktator. Kriminalität? Korruption? Wirtschaftliche Ineffizienz? «Diese Probleme wurzeln im Kolonialismus», belehrte uns Wermuth. Und er verfluchte fünfhundert Jahre Ausbeutung. Doch jetzt sei alles besser: «Hugo Chávez hat den ausgebeuteten Völkern Lateinamerikas eine Stimme und ihre Würde gegeben.» Falsch. Er hat 31 Millionen Venezolaner ins Elend gestürzt. Sollten die Aargauer Cédric Wermuth zum Ständerat wählen, haben sie's besser. Sie sind nur 670 000.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Totalp der Atomenergie

Von Peter Bodenmann — Die Solarzellen auf der Davoser Totalp produzieren im Winter mehr Strom als im Sommer.



Alpiner Solarstrom ist drei Mal billiger als Strom aus neuen Atomkraftwerken: Testanlage Totalp.

Ab 2022 gilt für alle Atomkraftwerke in Deutschland: aus die Maus. So geht Atomausstieg der Marke Angela Merkel. 2022 werden mit Ausnahme von Mühleberg alle Atomkraftwerke der Schweiz – dank Doris Leuthard – noch Strom produzieren. Ausser wenn der Kraftwerkspark mit den ältesten Schrottblauben der Welt gerade wieder einmal wegen Pannen stillsteht.

Jetzt macht sich Deutschland daran, auch die Kohlekraftwerke stillzulegen. Bereits heute produzieren die Deutschen ein gutes Drittel ihres Stroms mit Wind, Sonne und Biomasse. Obwohl sie – im Gegensatz zur Schweiz – zu wenig Speicher- und Netzkapazitäten haben. Nicht einmal Blackrock-Merz stellt den doppelten Ausstieg aus Atom und Kohle in Frage.

Die Schweiz war einst führend in Sachen Stromproduktion. Die grösste Baustelle Westeuropas nach dem Zweiten Weltkrieg war die Grande Dixence. Hinter der Staumauer befindet sich mit 400 Millionen Kubikmeter gestautem Wasser immer noch der grösste Topf der Alpen. Damals schliefen die mutigsten der jungen Mineure in mit Zeitungspapier isolierten Särgen, um nicht zu stark frieren.

Ausgerechnet von der Totalp oberhalb von Davos – nomen est omen – erreichen uns sensationelle Meldungen. Hier testen die Zürcher mit fest installierten bifazialen Solarzellen, wie hoch der Ertrag derselben ist: In den sieben

Wintermonaten produzierten diese inzwischen spottbilligen Solarmodule pro Kilowatt Leistung 1000 Kilowattstunden Strom. Viermal mehr als die gleiche Anlage in Näfels.

Selbst die Schweizerische Energie-Stiftung (SES) beginnt zu begreifen, dass die Zukunft der Solarenergie in den Alpen liegt. Denn auf über 2000 Metern ist die Sonneneinstrahlung intensiver, und zwar auch, weil die Luft hier sauberer und dünner ist. Im Gegensatz zum Mittelland gibt es keinen Nebel. Und die Schneedecke reflektiert die Kraft der Sonne auf die Vorder- und Rückseiten bifazialer Zellen. Diese produzieren folglich im Winter mehr Strom als im Sommer.

Die ganze Schweiz könnte und müsste sich freuen. Vorab die SVP: Denn wir können, wenn wir dies wollen, uns dank der Kombination von speicherbarer Wasserkraft und alpiner Solarenergie autonom während des ganzen Jahres mit günstigem Strom selbst versorgen. Ohne EU-Rahmenabkommen.

Heidi Z'graggen ist als Regierungsrätin auch für das hintere Schächental zuständig. Viola Amherd für den Naturpark Binn. Sowohl das Schächental wie das Binnental wären super Standorte für alpine Solarstromproduktion. Beide sind für mehr Landschaftsschutz und verstehen vom ökologischen Umbau gleich viel wie Doris Leuthard. Eine CVP-Frauen-Nebelbank.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Storys des Jahrhunderts

Von Kurt W. Zimmermann — Wir machen eine Rangliste nach US-Vorbild. Was sind die *greatest hits* im Schweizer Journalismus?

Die beste Story aller Zeiten schrieb John Hersey. Es war seine Reportage «Hiroshima», die 1946 im *New Yorker* erschien. Kurz dahinter rangieren die Watergate-Artikel der *Washington Post* von 1972. So entschied eine US-Jury.

Die Idee kopieren wir. Wir nennen die zehn Schweizer Storys des Jahrhunderts. Die Jury bin ich.

Platz 10. Affäre Ernst S. — *Das Magazin*. Niklaus Meienberg schreibt im *Tages-Anzeiger-Magazin* 1973 die Reportage, die dann als «Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.» verfilmt wird. Die Story löst eine breite Debatte über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg aus.

Platz 9. Affäre Hildebrand — *Weltwoche*. Urs Paul Engeler enthüllt in der *Weltwoche*, wie Nationalbank-Chef Philipp Hildebrand über das Konto seiner Frau dubiose Dollar-Devisengeschäfte abwickelt. Hildebrand wehrt sich erst, tritt dann aber anfangs 2012 zurück.

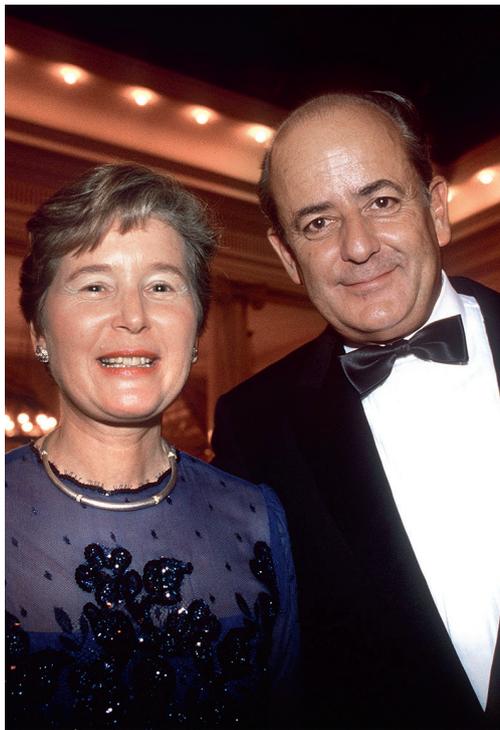
Platz 8. Affäre weiche Bunker — *Berner Tagwacht*. Die Armee entdeckt 1946 Pfuscher bei Réduit-Bunkern. Viele sind aus billigem Material, wurden aber von den Baufirmen zu Vollpreisen verrechnet. Drei Jahre lang bleibt das geheim. Unter Führung des SP-Blatts *Berner Tagwacht* mit Chefredaktor Ernest Büttiker wird dann über die Medien der Skandal publik.

Platz 7. Affäre P-26 — *Weltwoche*. Indizien auf eine Geheimarmee gibt es schon länger, aber dann packt Urs Paul Engeler – wieder er – in der *Weltwoche* aus. Er enttarnt 1990 Efraim Catelan als Chef der klandestinen Truppe P-26. Die Politik überschlägt sich vor Kritik.

Platz 6. Affäre Vincenz — *Inside Paradeplatz*. Der Journalist Lukas Hässig deckt mit seinem Paradeplatz-Blog fast im Alleingang die Machenschaften des früheren Raiffeisen-Chefs Pierin Vincenz auf. 2018 landet Vincenz wegen Verdachts auf Insidergeschäfte monatelang in Untersuchungshaft.

Platz 5. Affäre Bührle — *NZZ*. «Mit was für Kanonen haben die nigerianischen Streitkräfte auf die nach Biafra fliegenden Rotkreuzflugzeuge geschossen?» So fragt *NZZ*-Redaktor Erich A. Kägi im Dezember 1968. Der Mediendruck löst eine Untersuchung aus, die illegale Waffenexporte des Bührle-Konzerns nach Afrika belegt.

Platz 4. Affäre Panzer 68 — *Weltwoche*. Marcel H. Kaiser publiziert 1979 in der *Weltwoche* einen internen Bericht über das Fiasko des



Geldwäscherei? Bundesrätin Kopp mit Gatte Hans.

Schweizer Panzers 68. Wenn man etwa die Heizung einschaltet, lösen sich Schüsse. Für die Armee ist es ein Desaster, der Panzer wird gestoppt, Bundesrat Rudolf Gnägi tritt zurück.

Platz 3. Affäre Werner K. Rey — *NZZ*. Im Januar 1977 schreibt Hansjörg Abt über die GV von Bally, die Werner K. Rey kurz zuvor übernommen hat. Er kritisiert Reys «dürftige unternehmerische Absichtserklärung». Es ist der Auftakt eines jahrelangen *NZZ*-Sperrfeuers gegen Reys Firmenkonstrukt. Abt gewinnt. 1988 wird Rey zu vier Jahren Haft verurteilt.

Platz 2. Affäre Kopp — *24 heures*. Am 1. September 1988 bringt Journalist Olivier Grivat in *24 heures* den Anwalt Hans W. Kopp erstmals in Verbindung mit Devisenhändler Mohammed Shakarchi und möglicher Geldwäscherei. Andere Blätter wie der *Tages-Anzeiger* springen auf. Kopp wird von seiner Frau, der Bundesrätin Elisabeth Kopp, vor Ermittlungen gewarnt. Das kostet ihr den Kopf.

Platz 1. Affäre Rothmund — *Der Beobachter*. Im Frühjahr 1954 zündet *Beobachter*-Redaktor Peter Rippmann eine Bombe. Er enthüllt, dass der «Judenstempel» der Nazis auf die Initiative des Eidgenössischen Fremdenpolizeichefs Heinrich Rothmund zurückgeht. Das internationale Echo ist gewaltig. Rothmund muss zurücktreten. Jahrzehnte später wird er teilweise rehabilitiert.

Schröder grollt

Von Henryk M. Broder — Abrechnung aus niederen Beweggründen.

Gerhard Schröder war nie ein Mann der leisen Töne. Weder als Jusos-Chef noch als Ministerpräsident von Niedersachsen, schon gar nicht während seiner sieben Jahre als Bundeskanzler. Inzwi-



schon 74 Jahre alt, zum fünften Mal verheiratet und dank einer überaus herzlichen Beziehung zu Wladimir Putin mit den russischen Energiekonzernen Gasprom und Rosneft beruflich verbandelt, genießt er das Rentnerdasein in vollen Zügen. Wenn er sich zu Wort meldet, dann nicht um seiner moribunden Partei Mut zuzusprechen, sondern um darauf hinzuweisen, dass es ihn, Gerhard Schröder, noch immer gibt.

Vor ein paar Tagen nahm sich der «Altkanzler» die Handelspolitik der USA vor. «Wir können uns nicht gefallen lassen, dass wir wie ein besetztes Land behandelt werden», sagte er und präziserte sogleich: «Wenn ich mir das Agieren des amerikanischen Botschafters in Deutschland so anschau, habe ich den Eindruck, er versteht sich eher als Besatzungsoffizier denn als Botschafter der Vereinigten Staaten in einem souveränen Staat.»

Es war nicht Schröders erster Ausfall gegen die USA, wohl aber der heftigste. Deutschland als «besetztes Land» zu bezeichnen, ist eine Metapher aus dem Programm links- und rechtsradikaler Kretins, die immer noch mit «Ami, go home!»-Plakaten auf Demos gehen, ohne bemerkt zu haben, dass die Amis längst abgezogen sind. Obwohl familiär unbelastet, gehört Schröder zu den Deutschen, die es den Amis nie verzeihen werden, dass sie von ihnen befreit werden mussten. Es ist eine Schmach, die auch siebzig Jahre nach Kriegsende nachwirkt wie ein Schleudertrauma nach einem Unfall. Wladimir Putin einen «lupenreinen Demokraten» zu nennen, dem amerikanischen Botschafter in Berlin aber zu unterstellen, als mache seinen Job wie ein «Besatzungsoffizier», ist keine Entgleisung, keine Geschmacklosigkeit. Es ist der klägliche Versuch einer Abrechnung aus niederen Beweggründen. Dass Schröder nie eine HJ-Uniform tragen musste, hat er – ebenso wie viele seiner Altersgenossen – alliierten Besatzungsoffizieren zu verdanken. Ein klein wenig Dankbarkeit dafür, dass ihm das erspart blieb, wäre nicht verkehrt. Es muss ja nicht gleich eine Runde Krimsekt sein. Eine Flasche Bommerlunder aus Haselünne in Niedersachsen wäre schon mal ein guter Anfang.

Als die Bundesbarone stürzten

Die Schweiz von 1848 war keine direkte Demokratie. Die Volksrechte, die heute die politische Kultur des Landes prägen, entstanden erst Jahrzehnte später. Das Volk musste die Souveränität gegen mächtigen Widerstand erkämpfen – und gegen Regierung und Parlament immer wieder verteidigen. *Von Erik Ebnetter*

An diesem Sonntag feiert der schweizerische Souverän sein Hochamt. Er entscheidet, ob Landesrecht dem Völkerrecht vorgehen soll, ob Versicherungen ihre Kunden überwachen dürfen und ob Milchbauern mit Hornkühen mehr Subventionen einfordern können. Die drei Fragen vereinen fast jedes Klischee, das über die Schweiz und ihre Politik existiert: Ein Volk, streng bedacht auf seine Unabhängigkeit, kontrolliert im Schatten der Alpen alles und jeden. Mag es um Normenhierarchie, Privatsphäre oder Tierphysiologie gehen, mag das Problem noch so lebensfern oder auch alltäglich sein: Die Schweizer regeln es in nationalen Abstimmungen, über sechshundert Mal schon, seit 1848 der Bundesstaat entstanden ist. Das Hochamt ist längst ein Sonntagsritual, nicht in Kirchen mit Altären, sondern in Gemeindehäusern mit Abstimmungsurnen – und weltweit einzigartig.

König Alfred I.

Es gibt in der Schweiz mehr Volksrechte als in jedem anderen Land, und wer nur schon aufzählen will, welche Mittel der Mitbestimmung die Bürger im Bund haben, muss tief Luft holen: obligatorisches Verfassungs- und fakultatives Gesetzesreferendum, obligatorisches und fakultatives Staatsvertragsreferendum, obligatorisches und fakultatives Referendum über dringliche Bundesbeschlüsse (das sogenannte resolute Referendum) sowie Initiativrecht für die Total- und die Teilrevision der Verfassung. Die Kantone und Gemeinden ergänzen die Liste um Gesetzesinitiative, Finanzreferendum oder Volks-

versammlung. Diese direkte Demokratie gilt als urschweizerische Tradition, aber ihre vormoderne Form war in der alten Eidgenossenschaft mit ihren Aristokratien nur regional verankert, und der junge Bundesstaat war zunächst eine repräsentative Demokratie, dominiert von einer liberalen Elite, die von Initiativen und Referenden wenig wissen wollte.

Es war die Zeit der «Bundesbarone», wie ihre Gegner sie nannten: mächtige Männer, die Mandate sammelten wie andere die Briefmarken, die damals aufkamen. Alfred Escher, ein Jurist und Millionenerbe aus Zürich, überragte sie alle. Als 1853 der Kanton Zürich und die Schweizerische Nordostbahngesellschaft einen Vertrag schlossen, fand sich seine Unterschrift gleich viermal auf dem Dokument – er hatte faktisch mit sich selbst verhandelt. Es gab Jahre, da präsidierte er zugleich den Verwaltungsrat der Kreditanstalt, die Direktion der Nordostbahn, den Nationalrat und den Kantonsrat. Eine solche Machtfülle hatte das Land bislang nicht gesehen, und in den 1860er Jahren regte sich allmählich eine breite demokratische Opposition dagegen: Gebärdete sich Escher nicht wie ein Alleinherrscher? Machte er, «König Alfred I.», aus Zürich und der Schweiz nicht eine republikanisch verbrämte Monarchie?

Die erste Bundesverfassung enthielt nur zwei direktdemokratische Elemente: das obligatorische Verfassungsreferendum sowie das Recht, mit 50 000 Unterschriften eine Totalrevision der Verfassung anzustossen. Die Revisionskommission von 1848, die für den Verfassungsentwurf verantwortlich gewesen war, hatte diese Artikel vorgeschlagen, «um Revo-

lutionen zu vermeiden», wie es im Verhandlungsprotokoll heisst. Die Demokraten waren nun aber keine Revolutionäre, sondern Bauern, Gewerbler und Freiberufler aus kleineren und mittleren Städten wie Winterthur, die nicht länger hinnehmen wollten, dass einige wenige Männer in Bund und Kantonen die Politik bestimmten. Sie sammelten Unterschriften für Verfassungsrevisionen und liessen sich in die Parlamente wählen, um ihre wichtigste Forderung voranzutreiben: mehr direkte Demokratie in der Schweiz.

Alte Regimentsherrlichkeit

Weil die Bundesverfassung kein eidgenössisches Wahlrecht vorsah, hatten die Kantone grossen demokratiepolitischen Einfluss. Sie gewährten das Wahlrecht nur volljährigen Männern christlichen Glaubens und schlossen Frauen und Juden aus, ebenso viele Arme, die keine Niederlassung erhielten, was nötig war, um staatsbürgerliche Rechte zu erwerben. Manche Kantone kannten zudem ein erhöhtes Wahlrechtsalter. So kam es, dass in der Schweiz von 1848 nur vier von fünf erwachsenen Männern wahlberechtigt waren, wobei es kantonal grosse Unterschiede gab: Im bikonfessionellen St. Gallen, immer auf Ausgleich bedacht, waren es fast alle, im aristokratischen Basel-Stadt, an alter Regimentsherrlichkeit orientiert, knapp die Hälfte. Aber der Eindruck täuscht: Was heute rückständig scheint, galt damals als fortschrittlich. Die Schweiz war ab 1848 ein demokratisches Laboratorium in Europa – und die Demokraten wussten es zu nutzen.

Erfolgreiche Volksinitiativen seit 1891



1893: Schächtverbot

1908: Absinthverbot



1918: Proporzwahl des Nationalrates



1920: Spielbankenverbot

1921: Staatsvertragsreferendum



Regional verankert: Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer (l.) mit Aussenminister Cassis, an der Glarner Landsgemeinde im Mai.

Am 2. November 1865 beriet der Nationalrat sieben Stunden lang über das fakultative Referendum. «Das Hauptverdienst in der Debatte gehört unstreitig Hrn. Dr. A. Escher, dessen ausgezeichnetes Votum durchschlagend wirkte», schrieb die *Neue Zürcher Zeitung*. Escher nannte die repräsentative Demokratie das «oberste konstitutionelle Prinzip der Eidgenossenschaft» und argumentierte, das Volk sei damit zufrieden, denn bislang habe die Bun-

desversammlung nichts erlassen, was dem obligatorischen Referendum erliegen sei. Ein Mitstreiter sekundierte, das Volk stehe nicht auf der «nöthigen Bildungsstufe», um komplexe politische Probleme zu beurteilen, zudem fehle es ihm an der «Übersicht über die allgemeinen Interessen». Der Nationalrat verwarf das fakultative Referendum mit 75 zu 25 Stimmen, und die NZZ, das Leitblatt der Liberalen, beurteilte das Ergebnis wohlwollend.

Aber es sollte der letzte grosse Sieg für Escher und seine Leute in dieser Frage sein.

Nur wenige Wochen später, am 14. Januar 1866, erlitt das Parlament bei den ersten nationalen Referenden eine krachende Niederlage. Es hatte neun Verfassungsartikel revidiert, wovon acht bei Volk und Ständen durchfielen. Nur die freie Niederlassung für Juden bekam die nötigen Mehrheiten. Und es garte nicht nur im Bund, sondern auch in den Kantonen.



1928: Kursaalspiele

1949: Rückkehr zur direkten Demokratie (gegen das Vollmachtenregime)

1982: Preisüberwachung



1987: Moorschutz (Rothenthurm-Initiative)



1990 AKW-Moratorium

Vor allem in Zürich, aber auch in Baselland und im Thurgau waren die Demokraten erfolgreich. Angespornt von Pamphleten und Parteipresse und beelendet von Cholera-Epidemie und Wirtschaftskrise, strömten die Bürger plötzlich zu den Versammlungen der Demokraten, die zuvor erfolglos gegen das «System Escher» angekämpft hatten. Sie bewirkten neue Kantonsverfassungen und triumphierten in der Nationalratswahl von 1869. Was folgte, wurde als «radikale Palastrevolution» bekannt. Die Machtverhältnisse verkehrten sich.

Sennen und Stallknechte

Eine Totalrevision der Bundesverfassung sollte im Bund verankern, was die Demokraten in manchen Kantonen erkämpft hatten: das fakultative Referendum, die Verfassungsinitiative (die heutige Volksinitiative), sogar die Gesetzesinitiative. Es war eine unruhige Zeit: Der Papst galt auf einmal als unfehlbar, was den Kulturkampf zwischen Reformierten und Katholiken befeuerte, und der Deutsch-Französische Krieg veranlasste viele Politiker, das Militärwesen in der Schweiz zu zentralisieren. Emil Welti, der Bundesrat aus Bern, war dabei die treibende Kraft, wie der neue Verfassungsentwurf ohnehin seine Handschrift trug, obschon Welti die direkte Demokratie ablehnte: «Ich habe das Gefühl, dass der Senn mit dem Code de Commerce und der Stallknecht mit dem Civilprozess in der Hand, um sich für die Ausübung der Souveränitätsrechte vorzubereiten, eine Karikatur sind», sagte er im Nationalrat. Er könnte geahnt haben, dass ihn die Sennen und Stallknechte noch ärgern würden.

Die neue Verfassung scheiterte am 12. Mai 1872 knapp im Volk und deutlich bei den Ständen. Die Zentralisierung des Bundes ging den Föderalisten in der Romandie und den Konservativen in der Innerschweiz zu weit. Ein nachgebesserter Vorschlag, der die Kritiker aus der Westschweiz umstimmte, indem etwa die Zu-

ständigkeit über das Militär bei den Kantonen verblieb, fand zwei Jahre später, am 19. April 1874, eine Mehrheit. Die Schweiz bekam damit das fakultative Referendum, nicht aber die Volksinitiative auf Bundesebene. Welti, dessen Sohn mit der Tochter von Escher verheiratet war, prägte die Bundespolitik in den nächsten Jahren massgeblich, wobei sich das Volk die Freiheit nahm, neue Beschlüsse und Gesetze per Referendum zu kassieren. Die Zeit der Bundesbarone war vorbei.

Die Konservativen, die sich gegen die neue Verfassung gestellt hatten, gewannen einige Abstimmungen, wollten aber nicht nur verhindern, was aus Bern kam, sondern die nationale Politik selbst mitgestalten. Sie setzten ihre Hoffnung auf die Volksinitiative, ein Liebling auch der Demokraten, und es gelang ihnen tatsächlich, das Parlament von dieser Idee zu überzeugen. Die NZZ warnte im Abstimmungskampf zwar, solche Initiativen würden nur Unruhe bringen – «Der einzelne Bürger hat keinen Gewinn davon, wohl aber die Gesamtheit den Schaden» –, aber sie konnte die Stimmung im Land nicht drehen: Eine Mehrheit von Volk und Ständen war bereit, Volksinitiativen im Bund zuzulassen. Seit dem 5. Juli 1891 existieren damit jene Volksrechte, die heute die politische Kultur der Schweiz prägen (einzig das Staatsvertrags- und das resolute Referendum fehlten noch). Ein halbes Jahr später trat Emil Welti als Bundesrat zurück, nachdem er eine wichtige Abstimmung verloren hatte.

Das neue Jahrhundert brachte neue Kämpfe. Als im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg entbrannte, traf sich die Bundesversammlung zur ausserordentlichen Session, um einen General zu wählen und die Staatsorganisation der neuen Situation anzupassen. «Die schwarze Wolke, die seit Jahren gefahrendrohend am politischen Himmel stand, hat sich entladen», schrieb der Bundesrat in seiner Botschaft, mit der er beim Parlament um weitreichende Vollmachten nachsuchte. Die National- und Stän-

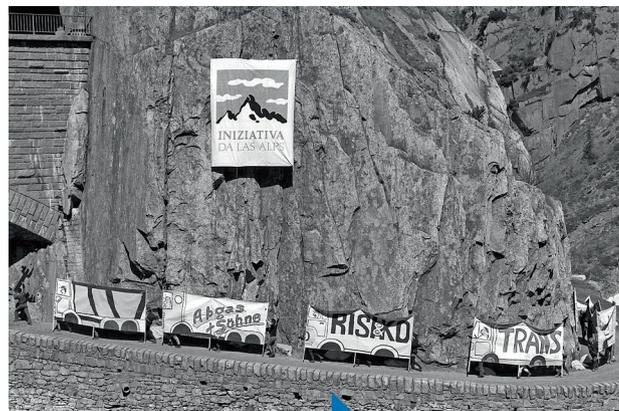
deräte genehmigten den Antrag, ohne ihn dem Referendum zu unterstellen, obwohl sie damit faktisch die Verfassung revidierten. Der Bundesrat regierte in den nächsten Jahren vor allem mit Noterlassen, deren Zahl sich bis 1919, kurz nach Kriegsende, auf 1000 belief. Eine wirksame Kontrolle gab es nicht, und als dieses Regime nach dem Krieg zurückgebaut werden sollte, zeigte der Bundesrat eine «autoritäre, ja geradezu arrogante Haltung», wie Alfred Kölz in seinem Standardwerk über die schweizerische Verfassungsgeschichte schrieb. Die Möglichkeit, auf extrakonstitutionelles Notrecht zurückzugreifen, blieb bestehen.

Gleichzeitig kam es im Bund zu einem Demokratisierungsschub. Eine Volksinitiative, die das Proporzwahlrecht für den Nationalrat forderte, passierte 1918 die Abstimmung mit deutlichem Mehr, ebenso eine Volksinitiative, die 1921 ein fakultatives Staatsvertragsreferendum vorschlug. Hatte es in den vier Jahren des Ersten Weltkriegs nur fünf nationale Abstimmungen gegeben, waren es in den nächsten vier Jahren über zwanzig. Als die Schweiz ab 1931 in eine Wirtschaftskrise rutschte, agierte das Parlament jedoch vermehrt mit dringlichen Bundesbeschlüssen, die zeitlich befristet, aber nicht referendumsfähig waren. Vor allem Wirtschaftsverbände und Gewerkschaften konnten so ihre Interessen durchsetzen, während Volk und Stände aussen vor blieben. Eine Volksabstimmung von 1939 sanktionierte schliesslich eingeschränkte Regeln für dieses ausserordentliche Vorgehen, «um der Dringlichkeitsmisere ein Ende zu bereiten», wie es die NZZ formulierte.

Abstraktes Wesen

Es folgte der Zweite Weltkrieg – und das nächste Vollmachtenregime, über das Volk und Stände nicht befinden konnten. Der Bundesrat, dessen selbtherrliches Gebaren im Ersten Weltkrieg für viel Ärger gesorgt hatte, versprach nun, sich wenn immer möglich an Recht und Gesetz zu halten. Gleichzeitig erklärte er, es liege «im Sin-

Erfolgreiche Volksinitiativen seit 1891



1993: Arbeitsfreier Bundesfeiertag (1.-August-Initiative)

1994: Alpenschutz



2002: Uno-Beitritt



2004: Verwahrung gefährlicher Sexual- und Gewaltstraftäter

2005: Gentechnikfreie Landwirtschaft

ne der ausserordentlichen Ermächtigung, dass wir nicht unter allen Umständen an diese Schranken gebunden sein können». Was das bedeutete, zeigte sich 1945, nach dem Krieg: Der Bundesrat, anfangs sogar als «Obrigkeit» bezeichnet, hatte Hunderte Noterlasse verfügt und machte kaum Anstalten, seine liebgewonnenen Vollmachten dem Parlament zurückzugeben. Dieses intervenierte zwar, aber so zahm, dass Volk und Stände per Volksinitiative die alte Ordnung wiederherstellten. Der Souverän, das abstrakte Wesen, hatte entschieden, wer Obrigkeit sei und wer nicht.

Diese Abstimmung von 1949 schuf ein resolutives Referendum, was einen weiteren Ausbau der Volksrechte bedeutete. Und zehn Jahre später sollte auch die Volksrepräsentation gestärkt werden, indem das Parlament beschloss, den Frauen endlich das Wahlrecht zu geben. Allerdings zeigte der Souverän damals, dass autoritäre Anwandlungen auch ihm nicht fremd sind: Er verschloss sich dem parlamentarischen Ansinnen, das erst 1971, in einem weiteren Anlauf, bei Volk und Ständen durchging. Das obligatorische Staatsvertragsreferendum, eingeführt 1977, markiert das vorläufige Ende dieser kleinen Geschichte der direkten Demokratie: Ein Beitritt der Schweiz zu einer supranationalen Gemeinschaft oder einer Organisation für kollektive Sicherheit ist seither referendumspflichtig. Fast hundert Jahre nach Einführung des fakultativen Referendums von 1874 schloss sich damit ein Kreis. Zuvor schon war die Demokratische Partei in der SVP und in der FDP aufgegangen.

Dass die Bürger heute über den Umgang mit Versicherungsspionen oder Hornkühen befinden, gilt als Selbstverständlichkeit. Was einst eine repräsentative Demokratie war, ist längst eine direkte. Aber ist diese auch das «oberste konstitutionelle Prinzip», wie es Alfred Escher über die Repräsentation sagte? Am Sonntag folgt wieder einmal eine Antwort: mit der Abstimmung über die Selbstbestimmungsinitiative. ○

Reife Leistung

Die Volksinitiative gilt den Mächtigen seit je als Unruhestifterin, der man Grenzen setzen muss. Zu Unrecht, wie eine Bilanz der Entscheide über die letzten 127 Jahre zeigt.

Von Katharina Fontana

Sie sei ein «uneheliches Gassenkind», eine «organisierte Revolution», eine «anarchische Initiative» – mit solchen Nettigkeiten wurde die formulierte Volksinitiative vor ihrer Einführung im Jahr 1891 von den Gegnern bedacht. Heute, 127 Jahre später, gibt es kaum einen Politiker, der das Initiativrecht öffentlich in Frage stellen und die direkte Demokratie in Sonntagsreden nicht in den höchsten Tönen loben würde. Doch der Unmut über die Initiative, mit der 100 000 Stimmberechtigte ihre Ideen direkt und verbindlich in die Politik einbringen können, ist bei den Eliten auch heute noch gross, die Angst vor dem Machtverlust und die Sorge, dass sich das Volk verführen lassen könnte, ebenfalls. So wird in den Debatten über die Selbstbestimmungsinitiative von den Gegnern suggeriert, dass das Volk, wenn man es denn wirklich selbst bestimmen lasse, verantwortungslose wirtschaftliche Entscheide fällen, Minderheiten nach Lust und Laune diskriminieren und die Schweiz in unsichere Verhältnisse führen könnte. Deshalb brauche es ein Gegengewicht durch Parlament und Justiz. Wirklich?

und Bundesrat und Parlament laufend den Launen des Stimmvolks aussetzen würde, kann man bei diesen Zahlen nicht behaupten.

Bemerkenswert ist allerdings, dass die Erfolgsquote in den letzten Jahren angestiegen ist: Zehn der 22 Begehren wurden seit 2002 angenommen. Man kann das positiv werten, als Ausdruck einer lebendigen Demokratie und eines neuen Meinungspluralismus, oder negativ, als wachsende Kluft zwischen Volk und Behörden. Politologen erklären die Erfolgswelle der letzten Jahre unter anderem damit, dass Bundesrat und Parlament heute weniger geschlossen auftreten als früher. Wenn eine der vier Bundesratsparteien – in den meisten Fällen war dies in den letzten zwei, drei Jahrzehnten die SP, zunehmend auch die SVP – eine Initiative lanciert, klafft in der gegnerischen Front natürlich eine Lücke.

Ab den 1970er Jahren spielten vermehrt ökologische Themen eine Rolle.

Und wenn die Partei dann noch den richtigen Riecher hat und spürt, wo die Haltungen zwischen Basis und Elite auseinanderdriften, kann sie sich gute Chancen auf Erfolg ausrechnen. Dass in der jüngeren Vergangenheit vor allem die SVP mit Initiativen zu Migration, Sicherheit und Aussenpolitik gepunktet hat, ist also kein Zufall.

Wer nun denkt, dass vor allem jene Begehren chancenreich sind, die «populistische»

Erfolgreiche Volksinitiativen seit 1891



2008: Unverjährbarkeit pornografischer Straftaten an Kindern



2009: Minarettverbot



Initiative sur le renvoi: **OUI**
NON au contre-projet

2010: Ausschaffung krimineller Ausländer



2012: Begrenzung von Zweitwohnungen

2013: Gegen Abzockerei

Themen aufgreifen, täuscht sich. Die Anliegen, die sich bei Volk und Ständen durchgesetzt haben, sind bunt und vielfältig. Gewisse von ihnen haben institutionelle Pflöcke eingeschlagen, so vor hundert Jahren die Proporzinitiative, die das Verhältniswahlrecht für den Nationalrat einführte – allerdings erst im dritten Anlauf. Auch das 1921 angenommene und später ausgebaute fakultative Staatsvertragsreferendum geht auf eine Volksinitiative zurück; diese hatte ihren Ursprung im unkündbaren Gotthardvertrag der Schweiz mit Italien und Deutschland, der als Einschränkung der nationalen Souveränität empfunden wurde. Und mit der Initiative gegen das überbordende Dringlichkeitsrecht wiesen die Schweizer 1949 den selbtherrlichen Bundesrat in die Schranken und sorgten für verfassungskonforme Verhältnisse. Es war schliesslich auch eine Volksinitiative, die den Traum aller Internationalisten in Erfüllung gehen liess: 2002 stimmten die Schweizerinnen und Schweizer, nachdem sie 1986 in einem Referendum noch wuchtig nein gesagt hatten, einer Initiative für den Uno-Beitritt zu.

Mal links, mal rechts

Ab den 1970er Jahren spielten vermehrt ökologische Themen eine Rolle. Die 1987 gutgeheissene Rothenthurm-Initiative sorgte, nebenbei bemerkt, für eine hitzige Debatte über die Zulässigkeit von Initiativen, weil sie rückwirkend den Bau eines geplanten Waffenplatzes verhinderte und zu weiteren rückwirkenden Initiativen ermunterte; diese blieben allerdings erfolglos. Auffällig ist die Häufung von Volksbegehren, bei denen es um das Thema Sicherheit ging. Innerhalb von zehn Jahren – 2004 bis 2014 – wurden vier Initiativen angenommen, die einen härteren Umgang mit Kriminellen forderten. Man kann darin wohl eine Reaktion auf die vielkritisierte «Kuscheljustiz» sehen. Im Minarettverbot, das ebenfalls in diese Zeit fällt, manifestierte sich eine Haltung gegenüber dem Islam, die heute,

zehn Jahre später, in vielen europäischen Ländern verbreitet ist und sich in reihenweise erlassenen Burkaverboten ausdrückt. Und Dampf abgelassen wurde mit der Initiative «gegen die Abzockerei».

Ein Blick auf die Liste der erfolgreichen Initiativen zeigt also, dass teils eher linksgrüne Begehren unterstützt wurden, teils eher rechte, teils war die Initiative ein Ventil für gesellschaftliche Empörung. Dass das Volk sprunghaft sei, für erratische Entscheide Sorge, sich leicht verführen lasse oder nur Unsinn beschliesse, lässt sich nicht behaupten.

Nun würde man der Volksinitiative natürlich nicht gerecht, wollte man sie nur an ihren Siegen an der Urne messen. Laut Politologen ist der indirekte Abstimmungserfolg, wenn das Parlament ein Begehren mit einem Gegenentwurf oder später in einem Gesetz teilweise aufnimmt, denn auch erheblich grösser als der direkte Erfolg; nach Schätzungen fliesst rund ein Drittel der «gescheiterten» Volksbegehren in irgendeiner Art und Weise in Gesetze ein. Manchmal läuft das Entgegenkommen sehr glatt, etwa beim Vaterschaftsurlaub, wo das Parlament entschlossen scheint, Jungväter mit mindestens zwei Wochen bezahlten Ferien zu beglücken. Man kann auch an die Initiative zur Gleichstellung von Mann und Frau denken, die 1981 als Gegenentwurf aufgenommen und mit dem Gleichstellungsgesetz konkretisiert wurde. Andere Begehren sind zwar chancenlos, weil sie ihrer Zeit weit voraus sind, rütteln die Behörden aber kräftig durch. Paradebeispiel ist hier die Initiative für eine Schweiz ohne Armee, die 1989 scheiterte, späteren Änderungen aber den Weg ebnete.

Drastische Massnahmen

Wer in den letzten Jahren den Eindruck gewonnen hat, dass das Parlament den Volkswillen immer weniger ernst nimmt, dem sei ein Blick in die Vergangenheit empfohlen. Das Parlament hat seit 1891 stets nach Mitteln und Wegen gesucht, um unliebsame Volks-

initiativen von sich fernzuhalten und möglichst ungestört und ohne das Volk politisieren zu können. Ab den 1930er Jahren wurden gültig eingereichte Volksbegehren teils schlicht und einfach schubladisiert: Man brachte sie nicht zur Abstimmung, sondern liess sie liegen, bis sich niemand mehr dafür interessierte. So wurde beispielsweise die 1935 eingereichte Initiative für die Wahrung der Pressefreiheit sage und schreibe erst nach 43 Jahre, im Jahr 1978, offiziell abgeschrieben. Später ging das Parlament dazu über, das Initiativrecht schrittweise materiellen Schranken wie der Undurchführbarkeit oder dem zwingenden Völkerrecht zu unterstel-

Neuerdings wird Druck gemacht, weitere Gültigkeitsschranken hochzuziehen.

len. Verschiedene Initiativen wurden in der Folge für ungültig erklärt und der Abstimmung entzogen. Neuerdings wird Druck gemacht, weitere Gültigkeitsschranken hochzuziehen und auf so unscharfe Grundsätze wie etwa das Verhältnismässigkeitsprinzip abzustellen; es liegt auf der Hand, dass das Parlament damit unliebsame Volksbegehren fast nach Belieben ausschalten oder relativieren könnte.

Doch selbst wenn eine Initiative an der Urne Erfolg hat, kann sie später noch im Parlament torpediert werden. Die Umsetzung beziehungsweise Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative von 2014 war hier wenig vertrauensfördernd. Auch die Art und Weise, wie die Initiativen zum Alpenschutz, zur Verwahrung und zu den Zweitwohnungen konkretisiert wurden, war nicht über jeden Zweifel erhaben. Und über allem dräut die noch nicht beantwortete Grundsatzfrage – die für die Volksinitiative zur Schicksalsfrage werden könnte –, inwieweit internationale Staatsverträge dem Volksentscheid vorgehen sollen.

Zurück zum Anfang: Auch wenn heute kaum ein Politiker offen fordert, man müsse die Volksinitiative einschränken, ist der Widerstand gegenüber der zunehmenden Einmischung von unten gross. Griff man früher zu drastischen Mitteln, um sich unbequemer Begehren zu entledigen, wird nun eher auf subtile Weise versucht, die Volksmitsprache zu problematisieren und schlechtzureden. Doch wer die Zeit seit 1891 Revue passieren lässt, sieht: Das Volk hat in 127 Jahren keine verantwortungslosen wirtschaftlichen Entscheide gefällt, keine Minderheiten nach Lust und Laune diskriminiert und die Schweiz nicht in unsichere Verhältnisse geführt – im Gegenteil. Und es sollte sich von der politischen Elite auch nichts anderes einreden lassen.



2014: gegen Masseneinwanderung



2014: Tätigkeitsverbot für Pädophile

Quelle: Bundeskanzlei

Verwirrspiel der Notarin

CVP-Nationalrätin Viola Amherd will in den Bundesrat, aber ihr Verhalten in der Honoraraffäre wirft ein schiefes Licht auf ihre Kandidatur. Sie kann die Vorwürfe nicht entkräften, stattdessen streitet sie ab, was aktenkundig ist. *Von Hubert Mooser*

Die Wahrheit sei so kompliziert wie das Wallis, schrieb der *Tages-Anzeiger*, als er vor einer Woche über einen von der *Weltwoche* publik gemachten Honorarstreit zwischen CVP-Bundesratskandidatin Viola Amherd und zwei Oberwalliser Notaren berichtete.

Vielleicht ist die Wahrheit weniger kompliziert, als es Viola Amherd und der *Tages-Anzeiger* wahrhaben möchten. Darum geht es: Nach unseren Recherchen hat Amherd bei der Verurkundung eines bedeutenden Kaufvertrags zwei Jungnotaren das im Wallis übliche Beteiligungshonorar wenn nicht vorenthalten wollen, so doch nur verzögert und unter erheblichem Druck ausbezahlt.

Erst durch die Intervention des Staatsrats war die Bundesratskandidatin bereit, den geschuldeten Betrag den Jungnotaren zu überweisen. Merkwürdig auch, dass die Notare von Amherd überhaupt nicht informiert worden waren, obschon es ihre Pflicht gewesen wäre.

Deal über 22 Millionen Franken

Die Geschichte nahm 2012 ihren Anfang. Die Nonnen des Klosters St. Ursula boten damals ihre Schul- und Sportanlagen in Brig dem Kanton Wallis für insgesamt 22 Millionen Franken zum Verkauf an. Die Probleme fingen an, als der Staatsrat Anfang 2013 die Frage diskutierte, wer den Deal verurkunden soll.

Laut Insidern wollte der damalige Walliser Bildungs- und Sicherheitsminister Claude Roch (FDP) den Auftrag der Briger Notarin Viola Amherd zuhalten. Aber dann legten sich die Vertreter von Amherds CVP im Staatsrat quer, allen voran Jean-Michel Cina, der damals das Volkswirtschaftsdepartement leitete. Er selbst will dazu nichts sagen und verweist auf das Amtsgeheimnis.

Andere Quellen sagen, wegen der finanziellen Tragweite des Geschäftes habe Cina geraten, man solle die Vergabe so handhaben wie in der Vergangenheit – also mehrere Jungnotare der Region am Auftrag beteiligen. Der Walliser Staatsrat entschied im Sinne von Cina. Amherd wurde von der Regierung als Hauptnotarin mit der Verurkundung des Kaufvertrages beauftragt und zugleich angewiesen, zwei Jungnotare aus Brig als Partner beizuziehen. Die Brigerin verurkundete am 18. März den Kaufvertrag und fügte die Namen der zwei Partnernotare in die Urkunde ein.

Im Mai 2013 trat FDP-Mann Claude Roch ab, und der neu in die Walliser Regierung gewählte Oskar Freysinger übernahm das Bildungs- und Sicherheitsdepartement. Im Juli überwies der Kanton das Honorar für den Deal an Amherd, insgesamt über 40 000 Franken. Massgebend für das Aufteilen der Honorare war jedoch die sogenannte verhältnismässige Gebühr – also knapp 34 000 Franken. Die Hälfte davon hätte an die zwei Partnernotare gehen müssen, Amherd leitete jedoch deren Anteile nicht weiter.



«Komplett falsch»: Nationalrätin Amherd.

Die beiden fielen aus allen Wolken, als sie durch Zufall im Herbst 2013 von Dritten erfuhren, dass sie beim St.-Ursula-Geschäft als Partnernotare fungierten. Sie hatten vom Staatsratsentscheid keine Kenntnis. Dem Vernehmen nach stellten sie Amherd schriftlich zur Rede – und erfuhren dabei erstmals von einem Schriftwechsel zwischen der CVP-Nationalrätin und einer Verwaltungsjuristin. Diese soll, gestützt auf ein Rundschreiben des Walliser Justizdepartements von April 2013, Amherd die Zahlungen der Honorare untersagt haben. Dieses Rundschreiben aus dem Justizdepartement betraf aber vor allem pensionierte Notare, also ein anderes Thema. Mit dem Fall St. Ursula hatte der Hinweis der Verwaltungsjuristin nichts zu tun.

Nun schaltete sich Oskar Freysinger als neu verantwortlicher Staatsrat ein. Er versuchte nach eigenen Angaben, Amherd zuerst telefonisch davon zu überzeugen, den jungen Notaren ihren Anteil zukommen zu lassen. Dann habe er es noch einmal am Rande eines öffentlichen Anlasses mit Hilfe eines Regierungskollegen versucht.

Schliesslich hat er Amherd zweimal schriftlich aufgefordert, die Zahlungen endlich in Gang zu bringen, einmal am 6. Dezember 2013, eine zweites Mal am 29. Januar 2014. Der Inhalt war unmissverständlich: «Mit der Nichtbezahlung der beiden Partnernotare habe Viola Amherd den Kaufvertrag vom März 2013 verletzt und gegen einen Beschluss der Kantonsregierung verstossen», mahnte Freysinger im ersten Schreiben. «Wir erwarten, dass Sie die Angelegenheit im Sinne des Staatsrats regeln», lautete die Weisung im zweiten Brief. Erst jetzt, Anfang Februar 2014, überwies Amherd die geschuldeten Honorare, je 8500 Franken.

Abenteuerliche Schützenhilfe

Um so erstaunlicher ist es, dass die CVP-Frau an einer Pressekonferenz am 8. November 2018 in Brig diesen dokumentieren Hergang dementierte. Auf die Frage eines Journalisten, ob der Staatsrat bei ihr habe wegen der Zahlungen intervenieren müssen, behauptete sie glatt, dies sei «komplett falsch». Tatsächlich beweisen die eben zitierten beiden Briefe das Gegenteil.

Die *Sonntagszeitung* leistete Amherd Schützenhilfe. Das Blatt kam mit einer abenteuerlichen Story, wonach Freysinger nicht Wohltäter, sondern Täter war. Er habe bei Amherd Druck gemacht, damit ein Parteikollege das Honorar einstreichen könne.

Was die Kollegen ausblendeten: Freysinger war gar nicht in der Regierung, als der Entscheid fiel, die Verurkundung des Kaufvertrages an Amherd und die beiden Jungnotare zu vergeben. Ausserdem: Einer der beiden Jungnotare ist CVP-Grossrat, also ein Parteikollege von Nationalrätin Amherd, was die *Sonntagszeitung* in ihrem Artikel ebenfalls verschwieg.

Die Wahrheit ist, auch wenn es ums Wallis geht, vielleicht doch nicht ganz so kompliziert. Jedenfalls ist es der nach wie vor favorisierten CVP-Bundesratskandidatin Amherd nicht gelungen, die Zweifel an ihrem Geschäftsgebaren überzeugend auszuräumen. O

Tore, eines schöner als das andere

Der sensationelle Sieg gegen Belgien ist der grösste Erfolg der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft in der Nachkriegszeit. Was ist mit diesem Team passiert?

Von Bernard Thurnheer

Hat das eigentlich schon jemand richtig wahrgenommen? Die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft steht im Halbfinal eines Wettbewerbes, an welchem sämtliche starken Nationen Europas teilnahmen und bei welchem die WM-Finalisten Frankreich und Kroatien genau gleich wie der Weltranglisten-Erste Belgien in extremis ausschieden. Auch Deutschland, Italien und Spanien schafften den Sprung unter die besten vier nicht, wohl aber die Schweiz.

Was ist da passiert?

Seit rund fünf Jahren verfügt das Nationalteam über bemerkenswerte Qualitäten. Die Erwartungen von Fans und Medien wurden entsprechend in die Höhe geschraubt und daraufhin immer wieder enttäuscht. Zwar wurden die Qualifikationen für die EM und die WM erreicht und an den Endrunden die Vorrunde überstanden, doch es fehlte stets der sogenannte Ausreisser nach oben, wie ihn zum Beispiel die Eishockeyaner mit ihren zwei WM-Silbermedaillen erreichten.

Fussball ist auch Showbusiness

Mit seiner etwas brummigen Art trug Nationalcoach Vladimir Petkovic dazu bei, dass sein Team eher etwas unter seinem Wert gehandelt wurde. Er hat ja recht, wenn er der Ansicht ist, dass der Inhalt wichtiger ist als die Verpackung, doch Fussball ist auch Showbusiness, und die Konsumenten sehnen sich nach etwas Glanz und Gloria und nehmen dies oft als bare Münze.

Und dann diese Woche! Ein regnerischer Mittwoch im Tessin. Da ist er, der Ausreisser! Aber nicht nach oben, sondern nach unten. 0:1 gegen Katar. Eine Blamage!

Erreicht Petkovic mit seinen Ideen die Spieler noch? Hat er sie mit seinen verschiedenen Systemen überfordert? Führt der Verzicht auf die Routiniers (Lichtsteiner, Behrami) in die Katastrophe? Wann lässt er den «Chancentod» Seferovic endlich draussen?

Sonntagabend in Luzern. Jetzt ist der Weltranglisten-Erste Belgien zu Gast, und der ist auf jeder Position besser besetzt.

2. Minute: Thorgan Hazard 0:1.

17. Minute: Thorgan Hazard 0:2.

Niemand ist wirklich überrascht. «Jetzt brauchen wir vier Tore, um uns noch fürs Finalturnier zu qualifizieren», sagt ein Scherzbold auf der Tribüne mit Galgenhumor. Hahaha! Der Rest ist Geschichte. Die Schweizer schießen nicht bloss vier, sondern sogar fünf Tore, drei davon gehen aufs Konto des vielgescholtenen Seferovic, der vor Jahresfrist noch von den eigen-

nen Fans ausgepiffen wurde. Coach Petkovic hat mit seiner Nibelungentreue recht bekommen. Der langersehnte Exploit, der «Ausreisser nach oben», den die bestandene Stammelf jahrelang vergeblich anstrebte, ist einem jungen «Experimentierteam» gelungen. Und es stand nicht nur ein grosser Gegner auf dem Platz, es war auch ein entscheidendes Spiel um den Einzug ins Finalturnier der besten vier Europas.

Die Schweiz im Halbfinal? Das gab es erst einmal, am Olympiaturier von Paris im Jahr 1924!

Verweilen wir noch ein bisschen in Luzern und lassen wir uns die Beschreibung der fünf Schweizer Tore auf der Zunge zergehen. Eines ist schöner als das andere. Rodriguez schickt beim Penalty den Welttorhüter des Jahres, Thibaut Courtois, in die falsche Ecke und verwandelt eiskalt. Shaqiris sanfter Kopfstoss pass quer durch den Fünfmeteraum zum heranstürmenden Seferovic, eine Delikatesse! Die Flanke von Edimilson Fernandes aus dem Rücken der gegnerischen Abwehr zum in der Halbdistanz stehenden Seferovic und dessen Abschluss, ein Hammer! Auch beim 5:2 wird die Sturmspitze leicht zurückhängend angespielt und der Ball erneut ins Tornetz befördert, diesmal per Kopf. Dazwischen liegt noch der Treffer von Elvedi, der alleine eine Geschichte für sich ist. Der junge Verteidiger hat mit einem bösen Fehler das frühe 0:1 verschuldet, hechtet jetzt aber vor dem gegnerischen Gehäuse nach dem Ball und erwischt ihn gerade noch knapp mit dem Scheitel.

Natürlich führt auch diese Aktion zum Treffer, an diesem Abend, an dem, trotz Fehlstarts, nun alles gelingt.

Auf den Inhalt kommt es an

Der typische Schweizer wird nun sagen: Bei Belgien fehlten mit Lukaku und De Bruyne die beiden besten Spieler. Nach der frühen 2:0-Führung liessen sich die Gäste einfach gehen. Das erste Tor der Schweizer fiel aufgrund eines geschenkten Penaltys. Überhaupt wurde die Nations League nicht von allen Ländern ernst genommen. Meine Antwort darauf: Stimmt alles! Na und? Was kümmern uns die Probleme der Gegner? Auch frühere Welt- und Europameister profitierten meist von den Schwierigkeiten und der Einstellung der anderen.

Klar ist: Die Schweiz ist nicht so schlecht wie gegen Katar und nicht so gut wie gegen Belgien. Sie ist auch in Zukunft darauf angewiesen, dass sich ihre zwei Weltklassenspieler, Granit Xhaka und Xherdan Shaqiri, bei ihren englischen Vereinen wohlfühlen und ihre Hochform auch im Nationalteam einbringen können.

Streiten wir also nicht mehr über die Verpackung, sondern schauen wir, was drin ist: ein unvergessliches Video mit einem 5:2-Sieg gegen die Nummer eins der Weltrangliste sowie die Qualifikation für das Turnier der besten vier Europas!

Bernard Thurnheer, Schweizer Moderatorenlegende, hat fürs Schweizer Fernsehen über hundert WM-Spiele und acht WM-Finals kommentiert.



Nibelungentreue: Seferovic am Sonntag in Luzern beim 5:2 gegen Belgien.



Im Gestrüpp verheddert: Genfer Politiker Barazzone (CVP, l.) und Maudet (FDP)

Beleidigte Bananen

Korruptions-Affären und Spesen-Skandale erschüttern die einst tugendhafte calvinistische Republik Genf. Am tiefsten sind die brilliantesten jungen Politiker in sie verstrickt: Pierre Maudet und Guillaume Barazzone. Als «bedrückend» schildert der Philosoph und Kantonsratspräsident Jean Romain das Klima. Von Jürg Altwegg

Der Mann des Jahres 2018 in Genf ist eine Frau. Die Artikel der Journalistin Sophie Roselli in der *Tribune de Genève* haben den Sturz Pierre Maudets, der den offiziellen Titel im vergangenen Jahr verdient hätte, eingeleitet. Auch ihre Enthüllungen über Tariq Ramadan, der sich als Mittelschullehrer in Genf mit Schülerinnen eingelassen haben soll, erschütterten die Republik. Vergangene Woche wurde Sophie Roselli der renommierteste Journalistenpreis der Romandie, der «Prix Jean Dumur», verliehen.

Pierre Maudets Fall – seine «opération Valmy» für den Bundesrat hatte ihn schweizweit bekannt gemacht – begann nach seiner brillanten Wiederwahl in den Genfer Regierungsrat im vergangenen Frühling. Niemand kann nachvollziehen, wie er sich in ein Gestrüpp von Lügen verhedderte. Seine Beichte im Lokalfernsehen inklusive einer Spende an die Kirche machte alles noch schlimmer. Seine Immunität wurde aufgehoben, die Präsidentschaft im Regierungsrat musste er abgeben. Er war 2012 über eine Ersatzwahl in die kantonale Exekutive gekommen: Sein Vorgänger Mark Müller musste nach einer Schlägerei mit einem Barman und nach mehreren Immobilienaffären zurücktreten – er wohnte zum Spottpreis in der Wohnung eines befreundeten Unternehmers.

Auch CVP-Stadt- und -Nationalrat Guillaume Barazzone war, wie Maudet, auf Einladung in Abu Dhabi. Er wollte es besser machen als Maudet und gab die Fehler zu. Doch mit seiner sehr partiellen Selbstanklage begann die Ausweitung der Korruptionsvorwürfe auf die Spesenaffäre. In corpore hat sie die Mitglieder der städtischen Exekutive erwischt: Die Grünen und die Roten sind nicht weniger anfällig als die Liberalen und die Christlichdemokraten. Es geht um Champagner um sechs Uhr morgens, nächtliche Taxifahrten, die nicht nach Hause führten, und astronomische Telefonrechnungen. Es sei vorgekommen, dass er seine Kreditkarten verwechselt habe, redete sich Barazzone heraus. *Le Matin Dimanche* listete die Gehälter, Spesenpauschalen und weiteren Privilegien auf: «Von einer Bananenrepublik zu reden, wäre eine Beleidigung für die Bananen.»

«Kein Missbrauch mehr»

Vergangene Woche wurden die Stadträte vom Parlament zur Rechenschaft gezogen. Es gab Rücktrittsforderungen. «Es wird keinen Missbrauch mehr geben», verspricht Stapi Sami Kanaan (SP). Die Kreditkarten werden eingezogen. Draussen protestierten hundert Gen-

fer: «Ich werde nie mehr abstimmen gehen», schrie ein Demonstrant. Eine Petition verlangt die Veröffentlichung aller Spesenabrechnungen. Jüngste Episode: Barazzone hat der Stadt eine Reise nach Oman verrechnet, die er als Nationalrat unternahm.

Die juristischen Verfahren gegen Maudet und seine spendablen Freunde sind angelaufen. Geführt werden sie von Generalstaatsanwalt Olivier Jornot, der mit seinem Prozess gegen Erwin Sperisen, Ex-Polizeichef in Guatemala, Schlagzeilen machte. Jornot und Maudet sind in der Partei und der Republik als Intimfeinde bekannt. Vor seiner ersten Anhörung durch Jornot war Maudet, der als Präsident der kantonalen Polizei- und Justizdirektoren zurücktrat, die Zuständigkeit für die Polizei entzogen worden.

Hätte #MeToo ein Jahr früher begonnen, wäre Olivier Jornot möglicherweise selber nicht mehr im Amt. Der Generalstaatsanwalt im Rom der Calvinisten lebt in wilder Ehe mit einer Staatsanwältin zusammen. Über ihr Verhältnis veröffentlichte Ringiers *L'Illustré* eine Reportage aus der Feder eines Journalisten, der den *Blick*-Kolumnisten Maudet auf einer Reise zu den Roma nach Rumänien begleitete. Das Paar hat zusammen eine Wohnung

gekauft, wohnt aber laut *Le Temps* offiziell in zwei Häusern, zwischen denen eine «Allee» hindurchführt – mit einem gemeinsamen Haushalt wäre ihre berufliche Zusammenarbeit verboten.

Nach dem Neujahrssessen der Justizbeamten vor zwei Jahren wurde im Genfer Cabaret «La Garçonnière» weitergefeiert. Jornots Lebenspartnerin musste schon früher nach Hause, um den Babysitter abzulösen. Auf «laszive» Weise habe sich Jornot «an eine 35 Jahre alte Staatsanwältin rangemacht, die ziemlich angeheitert war und das vielleicht gar nicht wollte», liest man in *Le Temps*. Jornot bekam eine diskrete Rüge für «zwei Stunden unwürdigen Verhaltens». Ob er betrunken nach Hause gefahren war, wurde nicht weiter untersucht: «Ich setzte mich in der Überzeugung, dass ich dazu imstande war, ans Steuer» – man sage das mal einem Genfer Polizisten oder Richter.

Weniger Glück jedenfalls hatte Nationalrätin Céline Amaudruz, deren Blaufahrt gestoppt wurde. Das Fehlverhalten der Genfer SVP-Politikerin – mit dem Anruf an Guy Parmelin – wurde von den Medien mit unverhohlenen frauenfeindlicher Schadenfreude ausgeschlachtet. Als sie von den jüngsten Affären Kenntnis nahm, «bin ich aus allen Wolken gefallen», sagt Céline Amaudruz: «Der gute alte Calvinismus stand für den Dienst an der Allgemeinheit, für Nüchternheit, Entbehrung, Arbeit. Gewisse Politiker verwechseln «dienen» und sich «bedienen».» Der unerbittlicher gewordene Enthüllungsjournalismus, so Amaudruz, habe möglicherweise damit zu tun, dass die welschen Zeitungen im Besitz von Zürcher Verlagen seien und die Privatsphäre weniger respektiert werde als früher: «Die jüngsten Affären sind allerdings nicht nur die Früchte des investigativen Journalismus, es handelt sich genauso um gezielte Indiskretionen aus den Parteien selber, als ob die Fehltritte der an-

deren die eigenen Sünden entschuldigen könnten.» Dass Céline Amaudruz sexuelle Übergriffe auf ihre Person publik machte, habe man ihr übelgenommen: «Die Fehlerhaften und ihre Komplizen rächen sich bei der ersten Gelegenheit und stellen die Glaubwürdigkeit der Opfer in Frage.»

Als der Wind drehte

«Die Republik funktioniert», stellt Jean Romain lakonisch fest. Romain ist ein angesehener Philosoph, Freisinniger und Präsident des kantonalen Parlaments – mithin der höchste *citoyen de Genève*. Er verweist auf den schwindenden Einfluss des Calvinismus – die Protestanten sind verglichen mit den Katholiken eine kleine Minderheit. Romain weist aber auch darauf hin, dass Genf und die Waadt als einzige Kantone über eine *Cour des comptes*, einen Rechnungshof, verfügen: «Womöglich würde man anderswo auf ähnliche Vorfälle stossen. Sich eine Reise schenken zu lassen, ist weniger schockierend, als Champagner auf Kosten des Steuerzahlers zu trinken. Heute will man alles wissen – die Jagd ist eröffnet. Sie erweckt den Eindruck, dass alle Politiker Profiteure sind. Das trifft nicht zu.» Das Klima, so Romain, sei «bedrückend» geworden: «Die Bürger wollen wieder ihre Ruhe haben.»

«Ich, Kreditkarten verwechseln?», ereifert sich Luc Barthassat. Der CVP-Politiker und Verkehrsminister ist im Frühling abgewählt worden. Inzwischen befasst sich der Rechnungshof auch mit den Spesen der Kantonsregierung. Durch Indiskretionen wurden erste Details bekannt. 2900 Franken habe Barthassat für eine neue Stosstange seiner Harley be-

zahlt, die seine Followers bestens kennen. Beanstandet werden Logiernächte (zu zweit) in Berlin und Einkäufe in Mailand. Mit erstaunlicher Chuzpe stellte sich Barthassat im Radio Lac den Vorwürfen. Zwischen seiner Visa-Gold-Card und seiner privaten American-Express-Card habe er sehr wohl unterschieden, manchmal werde aber die eine oder andere Karte nicht akzeptiert. Möglicherweise hatte er nur seine finanzielle Kreditwürdigkeit zu sehr strapaziert: Barthassat war auch durch Vorschusszahlungen seines Lohns aufgefallen. Einem Journalisten des *Courrier* drohte er, die Redaktion aus der staatlichen Immobilie raus-

zuwerfen. Ausgerechnet er werde behelligt, obwohl er durchgesetzt habe, dass die auf zwei Jahre beschränkten Nachkontrollen auf fünf ausgeweitet würden: Damals habe man gemerkt, «dass sich der Wind dreht». Im Übrigen benutzte Barthassat den Auftritt im Radio, um sein Comeback einzufädeln: Nächstes Jahr werde er für den Ständerat kandidieren.

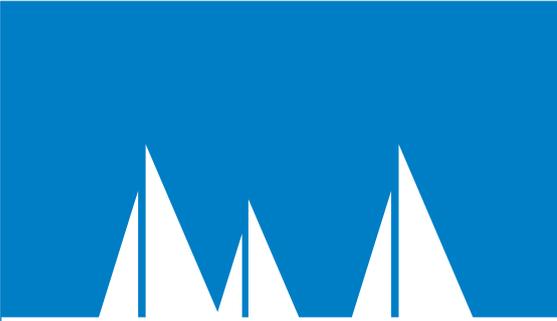
Sophie Roselli verlässt derweil die *Tribune* und den Journalismus. Ihre Kündigung auf Ende Jahr erfolgte aus Solidarität mit Chefredaktor Pierre Ruetschi, der gegen den Abzug der Redaktion nach Lausanne protestierte, die Namen streikender Journalisten

nicht nach Zürich melden wollte und von Tamedia Knall auf Fall entlassen wurde. Die Potentaten und Profiteure in der Republik der Selbstbedienung mögen wieder etwas ruhiger schlafen. Die Bürger aber haben allen Grund, nicht nur den Regierenden, sondern auch ihren von Pierre Maudet besonders eifrig propagierten Projekten für eine Presseförderung mit Staatsgeldern zu misstrauen. ○



FDP-Philosoph Romain.

«Heute will man alles wissen – die Jagd ist eröffnet.»



sms zürichsee AG

Segel- und Motorbootschule
Seestrasse 395, 8038 Zürich
Tel. 044 480 08 77, info@sms-zuerichsee.ch

Gemacht für KMU wie die Segel- und Motorbootschule hier links.

UBS Digital Business. Das KMU-Bankpaket mit über 20 nützlichen Tools. Ganz praktisch.

ubs.com/DigitalBusiness



Zurück zu alter Stärke

Lafarge-Holcim, der weltgrösste Zementproduzent, hat durch eine ungesunde Fusion mehrere Jahre verloren und sucht nun das Verpasste wettzumachen. Im Moment sind die richtigen Leute an den Hebeln.
Von Beat Gygi

Der grösste Zementkonzern der Welt ist in der Schweiz verankert und wird von da aus geleitet, hat aber unruhige Jahre einer verfehlten, man kann auch sagen: unschweizerischen Globalisierung hinter sich. Was die Chefs der Schweizer Holcim-Gruppe und des französischen Lafarge-Konzerns im April 2014 mit der Fusion ihrer Unternehmen auf den Weg gebracht hatten, ergab ein Gebilde, das organisatorisch und wirtschaftlich mittelmässige bis schlechte Leistungen bot. Statt dass der neue Konzern Lafarge-Holcim mit den 80 000 Mitarbeitern zur damals angepriesenen Superfirma wurde, zum «fortschrittlichsten Unternehmen in der Baustoff-, Zement- und Zuschlagstoff-Industrie» und zu einer «fantastischen Wachstumsplattform», ist er seit dem Zusammenfügen gegenüber Konkurrenten in Rückstand geraten – von der strategischen und betrieblichen Fitness wie auch von der Wertentwicklung her.

Wer damals sein Geld nicht in das Fusionskonstrukt, sondern in Konkurrenten investiert hat, steht heute besser da. Die Grafik zeigt, dass sich die Aktienkurse von Lafarge-Holcim seit dem Börsenstart des neuen Unternehmens Mitte Juli 2015 deutlich und dauerhaft schlechter entwickelten als etwa die des deutschen Konkurrenten Heidelberg Cement. Erst in jüngerer Zeit zeichnet sich eine Annäherung der Kurven ab, so dass man den Schluss ziehen kann: Der französisch-schweizerische Zementriese hat beim Zusammenwachsen einiges versäumt und versucht nun, Verpasstes aufzuholen.

Gefahr der Selbstüberschätzung

In der schlecht genutzten Zeit kamen die schweizerischen Elemente schwächer als zuvor zur Geltung – und die Erholung scheint nun mit Gegenbewegungen einherzugehen. Seit Mai 2016 steht mit Beat Hess wieder ein Schweizer als Verwaltungsratspräsident an der Spitze. Unwillkürlich erinnert dies an den früheren Leitspruch bei Holcim, laut dem zur Stabilisierung des Kurses entweder der Präsident oder der CEO ein Schweizer sein sollte. Der frühere Verwaltungsratspräsident Rolf Soiron ist davon abgewichen, als er im Frühling 2014 den Deal mit Bruno Lafont, dem Präsidenten und CEO von Lafarge, vereinbarte. Nach seinen elf Jahren im Holcim-Präsidium war dieser *merger of equals* Soirons letzte Tat, bevor er zurücktrat.

Zum Verwaltungsratspräsidenten von Lafarge-Holcim wurde dann der deutsche Wirtschaftsstar Wolfgang Reitzle ernannt, früher Manager bei BMW und anschliessend Konzern-

chef beim Industriegasunternehmen Linde. Als CEO von Lafarge-Holcim war zuerst Lafont vorgesehen, dann wurde aber der Lafarge-Manager Eric Olsen auf den Posten berufen, während Lafont auf den Co-Präsidenten-Sessel kam. Die Personen an der Unternehmensspitze waren und sind so prägend für den Gang der Dinge, dass man die Lafarge-Holcim-Geschichte in drei Perioden aufteilen kann: in die Phase Soiron bis April 2014 mit der folgenschweren Einleitung der Fusion, die Periode Reitzle bis Mai 2016 mit dem Verfolgen einer verfehlten Globalisierungsstrategie sowie die anschliessende, bis heute anhaltende Periode Hess mit Kurskorrekturen und Umbauarbeiten.

Warum liess sich Soiron auf einen Handel mit einem französischen Konzern ein, der



Fusion unter Gleichen: Rolf Soiron.

Im Rennen zurückgefallen

Entwicklung der Börsenkurse von Lafarge-Holcim und Heidelberg Cement im Vergleich, indiziert (Start 9. 7. 2015)



QUELLE: MARKETSCREENER.COM

Neuorientierung.

doch eine gänzlich andere Unternehmenskultur hatte als Holcim? Nach der Einschätzung von Beobachtern war der Druck von der Börse und vor allem vom Holcim-Grossaktionär und früheren Mehrheitsaktionär und Vertreter der Gründerfamilie, Thomas Schmidheiny, sehr gross, die Rentabilität zu verbessern; Schmidheiny wollte zudem russische Investoren abwehren. Damals litt Holcim unter den Folgen von Überinvestitionen; deren Kosten zehrten an der Substanz, der Konzern verdiente seine Kapitalkosten nicht mehr. Lafarge ging es ähnlich, und so entstand die Idee, die zwei angeschlagenen aneinander zu binden und zu hoffen, dass sie dank ihrer Grösse gemeinsam die wichtigen Märkte beherrschen könnten.

Soiron leitete im Sinn Schmidheiny's und der Lafarge-Grossaktionäre den Zusammenschluss ein. Laut Beobachtern war wohl von Bedeutung, dass Soiron als Bilingue und gewandter Geisteswissenschaftler sich zutraute, die Verhandlungen sowie das Gegenüber unter Kontrolle zu haben und für Holcim Vorteile herausholen zu können. Die Gefahr der Selbstüberschätzung – dass es eben auch genau anders laufen könnte – war bei den Initianten weniger ein Thema. Laut riefen die Architekten ins Publikum, das sei eine «Fusion unter Gleichen», beide seien gleich viel wert. Verwaltungsrat und Kaderpositionen wurden mit je gleichen Gewichten dotiert, genau abgezählt: Formalistische Gleichheit auf den Millimeter galt als Regel und prägte die Stimmung.

Kritik kam eher von ausserhalb, am prominentesten vom ehemaligen Holcim-Spitzenmanager und späteren Alusuisse-Chef Max Amstutz. In der NZZ vom 16. August 2014 stellte er die Frage: «Lohnt sich die Fusion?», und er wies darauf hin, dass eine Schweizer Unternehmung und ein französischer Konzern ganz unterschiedliche Unternehmenskulturen pflegten. Amstutz sah geringe Erfolgchancen im Bestreben, eine zentralistische Ordnung mit einer dezentralen Struktur zusammenzuführen zu wollen. Die Ethos-Stiftung kritisierte später zudem, dass Holcim keine detaillierte Due Diligence, also keine Prüfung der Aktiven von Lafarge auf ihre Werthaltigkeit hin, vorgenommen habe und dass die erstellten Fairness Opinions, die Bewertungen, nicht veröffentlicht worden seien.

Wie verzerrt die finanziellen und operativen Kräfteverhältnisse anfänglich eingeschätzt und festgelegt worden waren, zeigte sich, als das Aktien-Umtauschverhältnis unter dem Druck



Globalisierungsstrategie: Wolfgang Reitzle.

der Märkte zugunsten von Holcim angepasst werden musste. Wiederholte Wertberichtigungen betrafen zudem mehr den Lafarge- als den Holcim-Teil. In Führung, Strategie und auch im operativen Alltag behielten jedoch die zentralistischen Strömungen ihre Kraft. Dazu zählten die Einflüsse der französischen Führungsleute wie auch die Rolle von Reitzle, der als Deutscher ebenfalls eher den hierarchisch geleiteten Konzern und die grossen Auftritte vor Augen hatte, auch als Ehemann der TV-Moderatorin Nina Ruge.

Reitzle hatte als Konzernchef des deutschen Linde-Konzerns seinerzeit eine radikale Fokussierung der Gruppe auf Industriegase durchgezogen und später Linde durch die Akquisition der britischen BOC zum international tonangebenden Gasspezialisten gemacht – und nimmt gerade jetzt die nächste Grossfusion mit der amerikanischen Praxair in Angriff. Reitzle war auch als Verwaltungsratspräsident von Lafarge-Holcim eher der deutsche Aufsichtsratsvorsitzende geblieben, der auf Distanz ist zu Management und operativen Pro-

blemen und den Besuch von Zementwerken nicht gerade als erste Pflicht ansieht.

Im Frühling 2016 konnte Reitzle bei Linde den Aufsichtsratsvorsitz übernehmen, was ihn zum Rückzug aus dem Lafarge-Holcim-Verwaltungsrat bewog. So übernahm im Mai 2016 der Schweizer Beat Hess das Präsidium. Hess, Jahrgang 1949, Vizepräsident und seit 2010 im Gremium, war vorher bei ABB und Royal Dutch Shell Chefjurist gewesen. Der auf Sachlichkeit ausgerichtete Hess pflegt eine andere Herangehensweise bei der Führung eines Konzerns wie Lafarge-Holcim als der Historiker Soiron oder der promovierte Ingenieur Reitzle. Wo andere vom weiten Bogen, von grossen Würfeln reden, spricht sich Hess für das Vorgehen in Szenarien aus, um die verfügbaren Möglichkeiten auszuloten. Er kennt mehrere Teile der Industrie, ist unter anderem Vizepräsident im Verwaltungsrat des Hörgeräte-Konzerns Sonova und Verwaltungsrat bei Nestlé.

Radikale Kostendisziplin

Was ist in der Ära Hess nun anders als vorher in Reitzles oder Soirons Regime? Nach der Einschätzung von Beobachtern ist es Hess gelungen, den Streit zwischen dem Lafarge- und dem Holcim-Lager über die Geschäftsmodelle zu beenden und eine verlässliche Strategie für die Zukunft zu bestimmen. Die «Strategie 2022» zielt auf ein stetiges rentables Wachstum, eine anständige Verzinsung des eingesetzten Kapitals, auf Finanzdisziplin sowie laufende Vereinfachungen des Unternehmens in allen möglichen Zusammenhängen ab.

Zu Hess' wichtigsten Entscheiden zählt zudem die Ernennung von Jan Jenisch zum Konzernchef. Jenisch hat als langjähriger Chef des Chemiespezialitäten-Konzerns Sika gezeigt, wie man mit schlanken und dezentralen Strukturen, ohne komplexe Hierarchien, mit lokal verantwortlichen Kadern erfolgreich

Märkte erobern kann. Ähnliche Rezepte braucht Lafarge-Holcim. Die Tatsache, dass Zement und Beton als Standardprodukte radikale Kostendisziplin verlangen und zudem nur in begrenzter Umgebung eines Werks zu vernünftigen Kosten vertrieben werden können, die Geschäfte also weitgehend regionale Angelegenheiten sind, war von den Fusions-



Strategie für die Zukunft: Beat Hess.

architekten vernachlässigt worden. Diese sahen den globalen Markt als zusammenhängendes Tummelfeld, auf dem die Riesen weltumspannend Grössenvorteile nutzen könnten.

Jenisch ist nun energisch am Umbauen von Lafarge-Holcim. Seit dem Antritt im Herbst 2017 hat er über die Hälfte der Konzernleitung ausgewechselt, eine ganze Hierarchieschicht aufgehoben, die Zentren in Miami und Singapur geschlossen, ebenso die Hauptsitze in Paris und Zürich. Die Führung geht nach Zug. Und wie ist es mit dem Namen? Seinerzeit wurde für den Konzern ein neuer Name versprochen, und je schwächer der Lafarge-Teil, desto dringlicher wird es, auch den Namen zu korrigieren. ○

Jakob's Basler — Leckerly

ÄLTESTE BISCUIT MANUFAKTUR 1753

St. Johannis-Vorstadt 47
4056 Basel
www.baslerleckerly.ch

Gemacht für KMU wie die Läckerli-Backstube hier links.

UBS Digital Business. Das KMU-Bankpaket mit über 20 nützlichen Tools. Ganz praktisch.

ubs.com/DigitalBusiness



Der Berner, der Floyd Mayweather das Fürchten lehrte

Richard Schäfer wurde vom Banker zu einem der erfolgreichsten Boxpromoter der Welt. Mit Superstars wie Oscar De La Hoya und Floyd Mayweather sprengte er alle Rekorde. Nun plant er den nächsten Coup. *Von Philipp Gut*

Er tat es nachts, und er tat es heimlich. Mit elf Jahren erwachte in Richard Schäfer die Leidenschaft für den Boxsport, und weil ihm die Eltern nicht erlaubten, die Kämpfe aus Übersee mitten in der Nacht am Bildschirm zu verfolgen, stellte er den Wecker und legte ihn unter das Kopfkissen, damit ihn die Eltern nicht hörten. Er schlich ins Wohnzimmer und schaltete den Schwarzweissfernseher ein, allerdings ohne Ton. Schäfer sah die legendären Kämpfe Muhammad Alis gegen George Foreman («Rumble in the Jungle», Kinshasa 1974) und Joe Frazier («Thrilla in Manila», 1975).

Heute ist der gebürtige Berner einer der erfolgreichsten Boxpromoter, zu seinen Partnern gehörten so klingende Namen wie Oscar De La Hoya, der erste Boxer, der in sechs verschiedenen Gewichtsklassen Weltmeister wurde, und Floyd Mayweather junior, der einzige grosse Profiboxer, der in seiner Karriere keinen Kampf verlor – Bilanz: fünfzig zu null.

Schäfers Vater arbeitete als Zentraldirektor beim Schweizerischen Bankverein. So war es für ihn nur «logisch», dass er auch ins Bankgeschäft ging. Nach einer kaufmännischen Lehre bildete er sich in New York und Los Angeles weiter, die amerikanische Westküste erschien ihm als «Land der Möglichkeiten und der Träume». In der neueröffneten Vermögensverwaltungsfiliale des Bankvereins in L.A. erkannte Schäfer seine Chance: «Hollywood, Beverly Hills – das war ein Paradies für Private Banker.» Sein erster Kunde brachte gleich zwanzig Millionen Dollar. Doch Schäfer wollte mehr: «Meine Strategie war es, mich nicht auf Millionäre, sondern auf Milliardäre zu konzentrieren.» Er baute Beziehungen zu reichen Schauspielern, Sportlern und Wirtschaftsführern auf. Die Erfolge des ehrgeizigen Jungbankers blieben den Vorgesetzten nicht verborgen, seine Laufbahn führte steil nach oben – bis zum stellvertretenden Chef des Amerikageschäfts der UBS, die aus der Fusion von Bankverein und Bankgesellschaft hervorgegangen war.

Liebeserklärung im Lift

Nichts deutete auf die spektakuläre biografische Wende vom Banker zum Boxpromoter hin. Schäfer hatte sich in eine gebürtige Mexikanerin mit US-Pass verliebt. Sie arbeitete bei einer Anwaltskanzlei, und Schäfer benützte oft denselben Lift wie sie. Doch weil immer

andere Fahrgäste im Aufzug zugegen waren, getraute er sich nicht, sie anzusprechen. Monate wartete er auf seine Chance. Dann, als sie endlich einmal allein im Lift waren, wagte er es. «Es hat sich gelohnt», sagt Schäfer. Die Angespochene wurde seine Ehefrau. Durch sie kam er zum Boxen: Ein Neffe von ihr hatte einen Freund, der sich mit neunzehn Jahren für die Olympischen Spiele 1992 in Barcelona qualifiziert hatte. Zurück kam er mit der Goldmedaille im Leichtgewicht. Sein Name: Oscar De La Hoya. Die Karriere des Mexiko-Amerikaners – Spitzname «Golden Boy» – verlief fulminant, er wurde zum Helden der Massen, bis

er im September 1999 gegen Felix Trinidad zum ersten Mal in seiner Profikarriere verlor. Weitere Niederlagen folgten. Der verunsicherte Superstar begann sich Fragen zu stellen, und sein Schulfreund Raul, der Neffe von Schäfers Frau, schlug ihm vor, sich doch einmal mit seinem Onkel zu treffen. Der verstehe etwas von Finanzen.

Raul tauchte mit Oscar De La Hoya im UBS-Büro von Richard Schäfer in Los Angeles auf. De La Hoya äusserte den Wunsch, stärker selbst in die Geschäfte involviert zu sein. Schäfer gab ihm einige Ratschläge. Im Frühling 2000 kam De La Hoya erneut auf Schäfer zu. Er

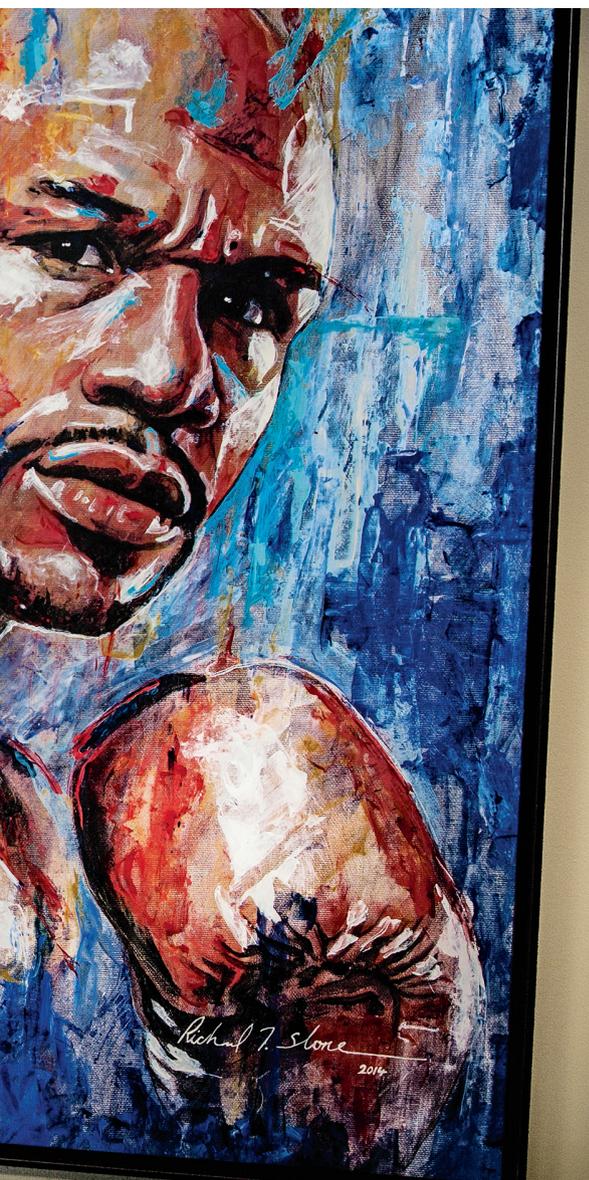


«Alle lachten nur»: Geschäftsmann Schäfer neben dem Porträt Floyd Mayweathers, in seinem Büro

könne sich nicht mehr richtig aufs Boxen konzentrieren, wenn er sich auch noch um seine finanziellen Angelegenheiten kümmern müsse. De La Hoya gehörte zu den Topverdienern des Boxsports. Schäfer schlug vor, für ihn einen Finanzberater zu suchen. Doch De La Hoya widersprach: «Nein, ich weiss, wer das machen wird: du!»

Richard Schäfer besprach das Angebot mit seiner Familie. Seine Frau war für den riskanten Karrierewechsel, seine Eltern wandten sich strikt dagegen. Ausser den Anfangsbuchstaben hätten das Banking und das Boxen nichts gemeinsam. Seine Vorgesetzten in der UBS-Zentrale in Zürich wollten Schäfer nicht ziehen lassen. Sie boten ihm an, innerhalb der Bank eine neue Abteilung für Sport und Unterhaltung aufzubauen, die weltweit tätig sein sollte, mit Sitz in Monaco und mit Schäfer als Chef.

Von überall her klangen Warnsirenen: Wie sollte ein Schweizer Banker, der keine Ahnung vom Boxen hatte, in diesem beinharten Business bestehen können? Die Platzhirsche hiessen Don King und Bob Arum und hatten



in Los Angeles.

das Geschäft seit den 1970er Jahren teilweise mit Wildwest-Methoden eisern im Griff. King wird nachgesagt, einmal jemanden erschossen zu haben; Arum schob gerne Dollarbündel unter dem Tisch hindurch, damit seine Boxer ein besseres Ranking erhielten. Und gegen sie wollte das Schweizer Greenhorn antreten? «Alle lachten nur», erinnert sich Schäfer.

Doch die Zweifel trieben ihn nur an. Seinen ersten Sieg gegen Bob Arum errang er vor Gericht. De La Hoya war seit Jahren bei Arum unter Vertrag, dennoch verpflichtete ihn auch Schäfer. Sein Anwalt fand einen Gesetzesartikel, gemäss dem Sportler nach sieben Jahren wieder frei verfügbar sein mussten. Arum tobte, doch der Richter gab Schäfer recht. Es war die Geburtsstunde der Firma Golden Boy Promotions, die mit ihren revolutionären Ideen die Branche umpflügen sollte.

Vorbild Charlie Chaplin

Schäfer führte einen Kulturwandel im undurchsichtigen Boxgeschäft ein: Er gewährte seinen Partnern volle Transparenz bezüglich der Finanzen und beteiligte sie an der Firma. Oscar De La Hoya wurde Hauptaktionär, Schäfer CEO. Vorbild für das neue Businessmodell war die United Artists um Charlie Chaplin im Hollywood der 1920er Jahre: Sie forderte das starre Studiosystem heraus, bei dem die Schauspieler unter der Knute der mächtigen Bosse standen und einen fixen Lohn bezogen. Damals habe sich die Macht hin zum Talent verschoben, so Schäfer. «Wir machen es wie die United Artists», sagte er zu De La Hoya. Das neue Modell war so attraktiv, dass es bald weitere Spitzenboxer anzog. Die Krönung erfolgte 2007 mit dem Kampf von Oscar De La Hoya gegen Floyd Mayweather in Las Vegas (Mayweather gewann). Der Fight brach alle Rekorde. Mit über zweieinhalb Millionen Pay-per-View-Verkäufen stiess Schäfer in neue wirtschaftliche Dimensionen vor.

Zuvor war er mit den beiden Boxern auf einer Preetour durch zehn amerikanische Städte gewesen. Sie posierten vor der Freiheitsstatue in New York und auf dem extra abgesperrten Hollywood Boulevard in Los Angeles. Dabei kam es zu einem Eklat, der fast das ganze Unternehmen gefährdet hätte. Mayweather provozierte De La Hoya ständig. Er versteckte dessen Sportsack und schnappte ihm das Essen weg. Richard Schäfer rief Mayweathers Manager an und stellte ihm ein Ultimatum. Nach einer halben Stunde war der verschwundene Sportsack wieder zurück. Doch Mayweather sann auf Rache. Er pflanzte sich vor Schäfer auf, Nase an Nase. «Weisst du überhaupt, was ich mit dir machen könnte?», drohte er. Schäfer verspürte eine «wahnsinnige Angst». Er wusste um die Wucht von Mayweathers Fäusten. Im amerikanischen Strafrecht gelten Profiboxerhände als «deadly weapons», tödliche Waffen. Doch Schäfer gab

keinen Millimeter nach. Mayweather solle sich nicht so anstellen, gab er zurück. Er bezahle ihm schliesslich diese ganze Reise samt Privatjet. Wenn er mit den Provokationen nicht aufhöre, schicke er ihn nach Hause. Mayweather benahm sich von diesem Augenblick an, er hatte tiefen Respekt vor Schäfer. «Wir wurden beste Freunde», so der Schweizer. Bald darauf nahm er Mayweather unter Vertrag.

Mit Oscar De La Hoya ging es derweil bergab. Er verlor auch gegen Manny Pacquiao und machte Schlagzeilen mit Drogen-, Alkohol- und Sexexzessen. Bilder von ihm in Frauenkleidern tauchten auf. «Oscar konnte nicht damit umgehen, dass er nicht mehr der Gold-

Richard Schäfer führte einen Kulturwandel im undurchsichtigen Boxgeschäft ein.

junge im Scheinwerferlicht war», sagt Schäfer. «Es war traurig, seinen Niedergang mitanzusehen.» Für Schäfer war die Zeit gekommen, Golden Boy Promotions zu verkaufen. De La Hoya stellte sich quer und reichte eine Fünzig-Millionen-Dollar-Klage gegen Schäfer ein. Dieser nahm einen noch prominenteren Anwalt als sein ehemaliger Partner und wehrte die Klage ab. Anfang 2015 einigten sie sich. Schäfer war fertig mit dem Boxen und stieg ins Immobiliengeschäft ein.

Im letzten Jahr rief ihn überraschend der deutsche Boxmanager Kalle Sauerland an. Er wolle ihm etwas zeigen. Im Edelhotel «Beverly Wilshire» («Pretty Woman») erlebte Schäfer dann die «beste Präsentation», die er je sah. Es ging um ein ambitioniertes Projekt: die World Boxing Super Series, eine Art Champions League des Boxsports mit Ausscheidungsturnieren der besten Kämpfer weltweit. Was Schäfer besonders anzog, war der Name der Siegetrophäe: «Ali Trophy». Er erinnerte ihn die heimlichen Fernsehächte in seiner Jugend. «Vielleicht war es ein Zeichen, dass ich ins Boxen zurückgehen sollte.» Tatsächlich wurde er Berater der World Boxing Super Series, deren Fäden in der Schweiz zusammenlaufen: beim Medienunternehmer und FCB-Präsidenten Bernhard Burgener. Nun plant Schäfer den nächsten grossen Coup: ein Finalturnier auf den Philippinen – unter der Affiche «Thrilla in Manila 2».

«Es gibt nichts Schöneres als das Boxen», erklärt Richard Schäfer seine Faszination für den archaischen Kampf, den die Amerikaner *sweet science*, süsse Wissenschaft, nennen. Das Boxen sei purer Sport, Mann gegen Mann, brutal, aber zugleich von betörender Eleganz. Ihn beeindruckte der «will to win», der unbedingte Siegeswille der Boxer. Und wenn man einmal verliere, könne man sich an die Boxerweisheit halten: «There's always another night.» Die nächste Nacht – mit der nächsten Chance – kommt bestimmt. ○

Tänzchen in Richtung Europa

Die Operation Libero und besonders die Co-Vorsitzende Flavia Kleiner halten sich bedeckt, was einen Schweizer EU-Beitritt angeht. Wie die Libereros heimlich ticken, macht allerdings Kleiners Mitgliedschaft in dem von George Soros unterstützten European Council on Foreign Relations deutlich. *Von Roman Zeller*



«Warum Europa das 21. Jahrhundert führen wird»: EU-Sympathisantin Flavia Kleiner.

Laura Zimmermann, Co-Präsidentin der Operation Libero, powert auf den letzten Metern flächendeckend als Gesicht der pinken Operation Libero gegen die Selbstbestimmungsinitiative. Derweil ist Flavia Kleiner, die andere Co-Präsidentin, die prominente Unsichtbare. Die als federführend geltende Geschichtsstudentin scheint das Feld gänzlich ihrer Mitstreiterin Zimmermann überlassen zu haben.

Trotzdem blieb ein medialer Wirbel um Flavia Kleiner nicht aus: Statt sie als «SVP-Schreck» zu bezeichnen, so ihr Etikett nach dem Nein zur SVP-Durchsetzungsinitiative, wurden ihr Verstrickungen zum ungarisch-amerikanischen Milliardär George Soros nachgesagt. Dies, weil Kleiner Aktivmitglied des European Council on Foreign Relations (ECFR) ist, den Soros mit seiner Open Society Foundations als Mitglied und Hauptsponsor mit bisher über 2,5 Millionen Euro unterstützte. Was aber ist dieser European Council on Foreign Relations?

EU-Think-Tank

Im Jahr 2007 sah Mark Leonard, britischer Politologe, ein Bedürfnis für einen paneuropäischen Think-Tank, eine gesamteuropäische Denkfabrik zum Zwecke der öffentlichen Meinungsbildung. Er leitet den ECFR seither als Direktor, ist unter anderem Experte für Geopolitik und EU-Institutionen. Er veröffentlich-

te 2005 das Buch «Why Europe Will Run the 21st Century». In einer jüngst publizierten ECFR-Broschüre aber schreibt Leonard von Missständen, denen entgegenzuwirken sei. Er meint damit die «Revolution» gegen die Institutionen sowie die internationalen liberalen Werte und die Polarisierung der Gesellschaft. Durch Artikel, Podcasts und Veranstaltungen will der ECFR einen innereuropäischen Konsens für eine gemeinsame Aussenpolitik generieren, so Leonard. Die *Council members* des ECFR verbreiten dafür ihre Ideen.

ECFR-Direktor Leonard spricht in seinem Podcast «World in 30 Minutes» von «ideas that will shape the world», von Ideen, die die Welt formen würden. Nebst Meinungen zu Tagesaktualitäten werden generelle Positionspapiere, wie dieses Jahr ein EU-Kohäsionspapier, publiziert. Die Ratsmitglieder sind Politiker, Akademiker, Journalisten und Unternehmer, 330 an der Zahl, alle pro Europa. Der österreichische Kanzler Sebastian Kurz ist ebenso dabei wie Financier George Soros oder Joschka Fischer, ehemaliger deutscher Aussenminister und Präsident des Rats der Europäischen Union.

Organisiert sei der ECFR nach dem «bottom-up approach», von unten nach oben, erklärt Ana Ramic, ECFR-Kommunikationschefin gegenüber der *Weltwoche*. Daher liege keines der Büros in der EU-Zentrale Brüssel. Die Standorte

verteilen sich auf die sieben Hauptstädte: Berlin, London, Madrid, Paris, Rom, Sofia und Warschau. So solle den regionalen Bedürfnissen der EU-Mitgliedstaaten besser Rechnung getragen werden, sagt Ramic. Über die Büros von Rom und Madrid komme beispielsweise zum Ausdruck, dass die Menschen dort vor allem migrationspolitische Themen bewegen. Die *Council members* könnten so auf reale Probleme eingehen und Lösungen ausarbeiten.

Sie weiss, was sie will

Warum aber ist die Schweiz im ECFR vertreten? Die Schweiz habe ihre Daseinsberechtigung im ECFR-Think-Tank, ähnlich wie Norwegen, das ebenfalls kein EU-Mitglied sei, so Ramic. Es gehe um den erweiterten Europagedanken («wider Europe thought»). «Die Nationalität oder die EU-Zugehörigkeit sind unwichtig», so Ramic. «Wir vereinen wichtige Entscheidungsträger und fördern die Debatte über Europas Rolle in der Welt.» Kleiner habe keine spezifische Rolle innerhalb des Rates und engagiere sich aus eigenem Antrieb. Dass sie wie die anderen Mitglieder «pro-European» sei, erachtet die ECFR-Sprecherin als unbestritten.

Wie sieht Kleiner ihre Rolle im ECFR? Ihr Engagement beschränke sich auf das jährliche eintägige Meeting. Die Reisekosten gingen zu Lasten ihres Portemonnaies. Die Ehre der Mitgliedschaft sei ihr durch Carl Bildt, den ehemaligen schwedischen Premier- und Aussenminister, zuteilgeworden. Sie könne sich auch vorstellen, künftig schriftliche Beiträge zu verfassen, so Kleiner. Zusätzlich informieren sich die Mitglieder gegenseitig durch Konferenzschaltungen über aktuelle Fragen der europäischen Aussenpolitik. An einer Podiumsdiskussion zum Thema «Machtverteilung in einer globalisierten Welt» habe sie einmalig an einem Anlass des Warschauer Büros teilgenommen.

Vor zwei Jahren, im Dezember 2016, verglich Flavia Kleiner im *Bieler Tagblatt* den EU-Beitritt der Schweiz mit ihrer möglichen Hochzeit: «Ich weiss das jetzt noch nicht.» Heute weiss sie es: Kleiner befürwortet auf Anfrage der *Weltwoche* eine Lösung, welche Rechtssicherheit im bilateralen Verhältnis gewährleistet, Mitbestimmung garantiert und den Weg für eine vertiefte Integration und weiteren Marktzugang ebnet. Ein erweitertes bilaterales Vertragswerk könne womöglich diese Fragen regeln. «Falls dies so nicht möglich ist, dann kann ein EU-Beitritt im Interesse der Schweiz liegen», sagt sie. ○

Gehilfen eines Unrechtsstaats

Das Bundesamt für Kultur holt bei der Einfuhr ägyptischer Altertümer aus Grossbritannien Stellungnahmen bei Ägypten ein. Gesetz, Souveränität und Eigentumsrechte bleiben auf der Strecke.

Von Christoph Mörgeli

Der Antikensammler und Galerist Urs Berner (Name geändert) hat jeden Grund, sich zu ärgern. Er beschäftigte sich ein Leben lang mit ägyptischen, griechischen und römischen Altertümern, macht aber gegenwärtig bei der Einfuhr ägyptischer Objekte äusserst unangenehme Erfahrungen mit dem Bundesamt für Kultur (BAK). Dieses verlangt von den Importeuren eine Selbstdeklaration, ob ein antiker Gegenstand ein Kulturgut und damit «bedeutungsvoll» sei oder nicht. Bedeutungsvoll meint gemäss Erläuterung des BAK, dass ein Objekt als «Kulturgut» beispielsweise «museumswürdig» sei.

«Kein Kulturgut»

Eine beim Londoner Auktionshaus Bonhams gekaufte ägyptische Dolomit-Schale aus der ersten bis zweiten Dynastie (3000 bis 2650 v. Chr.) beurteilte Berner mit guten Gründen nicht als «Kulturgut». Denn solche antiken Gebrauchsgegenstände – hier zum Kaufpreis von 2600 Franken – werden jährlich zu Dutzenden gehandelt. Ein Kulturgut im Sinne des Unesco-Übereinkommens von 1970 hingegen ist das von jedem Staat aus religiösen oder weltlichen Gründen als «bedeutungsvoll bezeichnete Gut». Auch die Umsetzung in nationales Recht, nämlich ins Kulturgütertransfergesetz (KGTG) von 2003 mit zugehöriger Verordnung, betont das Adjektiv «bedeutungsvoll». Das Bundesamt für Kultur behauptet indessen auf seiner Website, archäologische Gegenstände seien ausnahmslos bedeutungsvoll. Doch eine dermassen ausufernde Auslegung durch Bundesbeamte findet im Kulturgütertransfergesetz keinerlei Entsprechung.

Dafür sollte das Bundesamt gemäss Kulturgütertransfergesetz den in Kunsthandel und Auktionswesen tätigen Personen sowie weiteren interessierten Kreisen Auskünfte in Fragen des Kulturgütertransfers erteilen. Doch genau diesem Auftrag verweigert sich das BAK und will in konkreten Fällen weder «Gutachter» noch Auskunftsstelle sein – ein wenig bürgerfreundliches Verhalten, das Kunstliebhaber Urs Berner ebenfalls sauer aufstösst.

Weil Berners Spediteur die ägyptische Steinschale bei der Einfuhr als «kein Kulturgut» deklariert hatte, flatterte ihm eine Strafanzeige der Zollverwaltung ins Haus. Auftragsgemäss

hatte sich der Zoll nämlich bei der BAK-Fachstelle Internationaler Kulturgütertransfer über die Einfuhr des ägyptischen Objekts aus Grossbritannien erkundigt und angefragt, ob eine Widerhandlung im Sinne des Kulturgütertransfergesetzes vorliege.

Unter Berufung auf einen Staatsvertrag von 2011 wandten sich die Kulturbeamten in Bern ohne eigene Beurteilung wegen der ägypti-



Ägypten bestimmt, Schweiz übernimmt: Staatspräsident al-Sisi.

schen Schale hinter dem Rücken des Eigentümers an die Botschaft Ägyptens. Diese antwortete, das Stück stamme aus einer «alten ägyptischen Zivilisation» und sei «Ergebnis von illegalen Ausgrabungen», vermutlich in der Oase von Bahariya-Giza. Ohne diese Behauptung kritisch zu würdigen, schrieb das Bundesamt für Kultur die ägyptische Stellungnahme unbesehen für die eigene ab. Und obwohl am Nil solche Steinschalen sehr häufig gefunden wurden und Altertümer seit Napoleon nach Europa gelangt sind, stuft es sie als «bedeutungsvoll» und als «besonders geschützt» ein. Der finanzielle Wert sei dabei «nicht relevant»; der Spediteur habe es unterlassen, die Objekte als Kulturgüter zu deklarieren.

Verstoss gegen Staatsvertrag

Ganz im Stil von Richtern unterstellte das Bundesamt für Kultur dem Spediteur eine «unrichtige oder fehlende Deklaration» inklusive Strafandrohung von «Gefängnis oder Busse». Er habe einen Straftatbestand begangen, und sein Auftraggeber sei allenfalls zur Verantwortung zu ziehen.

Aufgrund von mehreren konkreten Fällen lässt sich folgendes Verhaltensmuster des BAK nachweisen: Dieses holt bei der ägyptischen Botschaft in der Schweiz eine Stellungnahme dazu ein, ob es sich bei den am Zoll festgehaltenen Kunstgegenständen um ein bedeutendes Kulturgut handelt – auch wenn das Exportland gar nicht Ägypten ist. Die entsprechende Antwort dieses Staates, in dem Menschenrechte und

Demokratie äusserst eingeschränkt sind, übernimmt das Bundesamt dann wortgetreu für die eigene Stellungnahme. Dies verstösst eindeutig gegen den Staatsvertrag, der in Artikel 1 festhält, dass es um rechtswidrig «aus dem Hoheitsgebiet der einen Vertragspartei ausgeführte und in das Hoheitsgebiet der anderen eingeführte Altertümer und ihre Rückführung» geht. Eine Einfuhr aus Grossbritannien gehört nicht zum Inhalt des Staatsvertrags mit Ägypten.

Statt eine eigene, unabhängige Beurteilung vorzunehmen, lassen Schweizer Kulturbeamte einzig Ägypten entscheiden, was ein bedeutendes ägyptisches Kulturgut sei. Dabei ist dieses rechtsstaatlich problematische Land selbstverständlich Partei und hat alles Interesse, möglichst jeden archäologischen Fund zu einem bedeutsamen kulturgeschichtlichen Zeugnis hochzustimmen. Es ist stossend, dass Angestellte der Bundesverwaltung sich nicht auf ihre eigentliche Aufgabe besinnen, sondern dem Ausland in die Hände spielen, eigene Bürger und deren legalen Handel kriminalisieren und sie um ihre Eigentumsrechte bringen.

Handeln gegen die eigenen Bürger

Antikensammler Urs Berner hat sich nicht wie manche andere zu einer Busse verdonnern lassen, sondern sich einen Anwalt genommen. Das Verfahren gegen den Spediteur ist inzwischen von der Staatsanwaltschaft eingestellt worden. Belegt ist aber, dass das Bundesamt für Kultur sich nicht eigenständig und selbstbestimmt dem Vollzug von nationalen Gesetzen widmet, sondern im Ausland nachfragt, wie unsere Gesetze auszulegen seien. Dies zeigt mehr als nur eine ausufernde Interpretation von Staatsverträgen: nämlich ein systematisches Handeln der Bundesverwaltung gegen das Eigentum der Schweizer Bürger und die Souveränität des eigenen Staates. ○



«Es war kein Bürgerkrieg»: Al-Assad-Banner in Damaskus.

Retter der Nation

Ein Volk, das seit Jahren im Krieg lebt, schart sich um seinen Präsidenten. Baschar al-Assad ist bei seinen Landsleuten beliebter denn je. Sie sehen ihn als Garanten gegen religiösen Extremismus und verurteilen den Westen. *Von Helmut Scheben*

Der Held heisst Georges. Georges stammt aus Kfarbou, einem Dorf mit mehrheitlich christlicher Bevölkerung in der Nähe von Hama. Der Mann chauffiert uns in einem uralten Mercedes-Bus kreuz und quer durch Syrien. Die syrische Strassenverkehrsordnung verlangt eine Mischung aus Kühnheit und Nervenstärke. Und dann die Checkpoints. An jeder Strassensperre grosses Palaver. Dann steigt Georges aus, um mit den Soldaten zu diskutieren.

Überall behindern die Betonblöcke der Kontrollpunkte den Verkehr in Syrien. Der Krieg ist in vielen Regionen vorbei, man befürchtet aber weiterhin Terroranschläge. Noch gibt es militärische Sperrgebiete und Konfliktzonen, vor allem im Norden, aber auch an der jordanischen Grenze im Osten.

Ein Bus mit sieben Schweizer Touristen ist nicht alltäglich. Auf den Autobahnen zwischen den Städten begleiten uns Militärfahrzeuge. An den Kontrollsperrungen werden wir gebeten auszusteigen. Die Soldaten schauen uns wie seltene Tiere an, mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen. Man ruft einen, der ein wenig Englisch kann. Ein Postenkommandant sagt: «Welcome to Syria!»

Mädchen auf High Heels

Manchmal wird sogar Tee serviert. Auf einem Sandsack oder einer alten russischen Munitionskiste, die als Tisch dient. Die ersten zwei arabischen Wörter, die wir lernen, heissen *mafi mushkila*, «kein Problem». Hier hat es offenbar niemand eilig. Mit oder ohne Krieg: Der Ori-

ent hat seinen eigenen Lebensrhythmus, eine Herausforderung für Schweizer Präzisionszeitmessung.

Der Suk al-Hamidiya in der Altstadt von Damaskus entspricht den hergebrachten Vorstellungen: Gedränge und Menschengewühl, ein Durcheinander von Gerüchen und Farben, das einen schier erdrückt. Viele junge Mädchen kommen nicht anders daher als in Hamburg, Zürich oder Mailand: Jeans, High Heels, sie chatten, posten, taggen. Gruppen von Schülerinnen machen Handy-Selfies. Sind sie aus sunnitischen oder schiitischen Familien, tragen sie wohl ein Kopftuch im Hidschab-Stil. Kommen sie aus christlicher, alevitischer oder kurdischer Familie, ist ihr Haar wohl eher offen. Doch an Make-up und Wimperntusche wird



Scheinbar unbekümmert: junge Frauen in Damaskus.



Steinellen und Thymian: Krak des Chevaliers.

nicht gespart, wie auch immer das Outfit sein mag.

Da sieht man Läden, die Seifen, Parfüms, Nagellacke oder Büstenhalter in allen Farben feilbieten, und davor stehen Frauen ganz in Schwarz. Sie tragen die fusslange Abaya und ein Kopftuch, die traditionelle Kleidung, wie man sie von Marrakesch bis Kabul findet, besonders bei älteren Frauen. Gesichtsverschleierung mit dem Nikab findet man in Damaskus kaum. Ich sah sie aber in Hama, wo der fundamentalreligiöse Einfluss seit je stärker ist.

Auf dem Basar in Damaskus spricht mich im Gedränge ein alter Mann in rudimentärem Englisch an: «Aus der Schweiz also? Das ist gut, dass ihr kommt und seht, wie sie unser Land kaputtgemacht haben. Was haben wir den Europäern getan, dass ihr unseren Präsidenten stürzen wollt? Was haben wir den Amerikanern getan? Warum haben sie Truppen bewaffnet, die unser Land angreifen?»

Weitere Passanten mischen sich ein. Der Ton ist freundlich und keineswegs aggressiv, aber man spürt die Emotionen: «Baschar al-Assad ist ein guter Präsident. Er hat das Land geöffnet und modernisiert. Er war noch jung, er hat

Fehler gemacht. Er hat zu lange gezögert. Er hätte wissen müssen, dass niemand im Westen ihm helfen wird gegen die USA und Katar und die Saudis. Er hätte die Russen früher zu Hilfe rufen sollen.»

Immer wieder ähnliche Einschätzungen, die wir zwei Wochen lang zu hören bekommen. In Homs, in Latakia, in Tartus oder in Damaskus. Wir hören sie von Lehrerinnen in schiitischen Schulen, von katholischen Ordensschwestern, von syrischen Parlamentariern, Politikern, Geschäftsleuten und Soldaten, aber auch von Leuten, denen wir auf der Strasse und in den Restaurants begegnen. Es sind Vorwürfe, gegen die zu argumentieren schwerfällt. Dass der Westen mit allen Mitteln den Sturz der syrischen Regierung betreibt, kann man nun seit sieben Jahren jeden Tag in den Zeitungen lesen.

Wenn man von Süden kommend in Homs einfährt, sieht man linker Hand, ein paar hundert Meter entfernt, die ersten Ruinen. Baba

**«Früher fragte niemand:
«Bist du Schiit oder Sunnit, Alevit,
Christ, Kurde oder Druse?»»**

Amr und andere Aussenbezirke der Stadt sind völlig zerstört: Geisterquartiere, die nur noch aus Betonfetzen und verrosteten Armierungen bestehen. Selbst in Mostar und Sarajevo habe ich in den neunziger Jahren nicht Zerstörungen von solchem Ausmass gesehen.

Homs war 2011 eine der ersten Städte, in denen bewaffnete Milizen Stadtteile unter ihre Kontrolle brachten. Wer auch immer als Regierungstreu galt, musste damit rechnen, als «Spion» oder «Verräter» hingerichtet zu werden: Lehrer, Ärzte, Journalisten, Gemeindevor-

steher, Polizisten. Die Uno sprach von einigen tausend zivilen Toten. 2014 eroberte die syrische Armee die «Hauptstadt der Rebellion» zurück und legte ganze Quartiere in Schutt und Asche.

In dieser Trümmerlandschaft wohnt niemand, Hunde und Katzen schnuppern in Abfallhaufen. Nur wenige hundert Meter weiter, in der Innenstadt von Homs, geht das Alltagsleben seinen Gang: das Hupen der Autos und Motorräder im Stau, die Läden, die Gemüse und Früchte anbieten, das Gedränge der Leute. Da wird geredet, gelacht, geschimpft, gehandelt, wie wenn es die Zerstörung draussen nicht gäbe. Der Krieg hat dieses gespenstische Nebeneinander erzeugt, das trügerische Bild einer Normalität neben den Ruinen. Da ist ein sozialer Organismus, der scheinbar unbekümmert funktioniert, während ein Teil seines Gewebes abgestorben ist. Nekrotisch.

Olivenbäume bis zum Horizont

In Kfarbou begrüsst uns Nabil, der Pfarrer der christlichen Gemeinde. Der Ort mit 17 000 Einwohnern liegt wenige Kilometer südwestlich von Hama. Nabil hat sein fließendes Italienisch in Italien gelernt. Seine Gemeinde habe Glück gehabt, sagt er. In der Nähe ist ein wichtiger Militärflugplatz, den die Armee halten wollte. So entging Kfarbou der Eroberung durch die bewaffneten Einheiten, die in westlichen Medien als «Rebellen» bezeichnet werden. Sie hätten sonst mit den Christen in Kfarbou kurzen Prozess gemacht.

Die Häuserfassaden aus dem hellen Kalkstein des nahen Steinbruchs erzeugen den Eindruck von bescheidenem Wohlstand. Weiter draussen sieht man Olivenbäume bis zum Horizont. Das Wasser wird aus 230 Meter Tiefe heraufgepumpt. Vor dem Krieg kosteten 5000 Liter Wasser zehn Dollar. Jetzt ist es das Fünffache. Das Leben ist ruinös teuer gewor-



(Bild: «Neanderthal» von Frank Frazetta)

den durch den Krieg und die Sanktionen. «Früher fragte niemand: «Bist du Schiit oder Sunnit, Alevit, Christ, Kurde oder Druse?»», sagt der Pfarrer. «Man war einfach Syrer. Es war egal, was einer glaubte, bei dem man seine Tomaten oder sein Benzin kaufte.» Religion war zunächst einmal Privatsache, so wie es die syrische Verfassung verlangt. Syrien war eine einigermaßen funktionierende multi-religiöse Gesellschaft, und Baschar al-Assad war der beliebteste Staatschef in der arabischen Welt, von westlichen Medien als Reformhosierte.

Immer wieder hören wir den Satz: «Syrien ist die Wiege des Christentums.» Tatsächlich haben hier Christen, Muslime, Juden und alle andern seit mehr als tausend Jahren zusammengelebt. Mit dem Krieg hat sich alles geändert. Er hat Misstrauen zwischen Leuten gesät, die früher im Alltag miteinander auskamen. Viele Familien haben Tote zu beklagen. Der Krieg hat einen sozialen Tumor hervorgebracht, der Syrien noch lange zu schaffen machen wird: das Verlangen nach Rache und der Hass auf diejenigen, die den Tod von einem Sohn, einem Vater oder einem Bruder zu verantworten haben. Offiziell wird viel über Versöhnung geredet. Doch das gegenseitige Vertrauen und der soziale Zusammenhalt sind in manchen Regionen so stark beschädigt wie die Häuser, die unter den Granaten einstürzten.

«In Kfarbou ist es anders. Die Bedrohung von aussen, die Not und die Angst vor den Angreifern haben das Dorf zusammengeschweisst», sagt der Pfarrer. Beim Gottesdienst am Sonntagmorgen ist die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein Chor von Jugendlichen singt. Die Gemeinde antwortet im Wechselgesang. Christliche Liturgie in arabischer Sprache. Draussen auf dem Platz stehen grosse Tafeln mit den Bildern der gefallenen Soldaten, die von hier stammen.

Sicher gab es auch vor dem Krieg unter der Oberfläche des täglichen Lebens schlechtvernarbte Wunden von alten Konflikten. Sicher hatten die Muslimbrüder nie vergessen, dass sie ihren Versuch einer gewaltsamen Macht ergreifung 1982 mit Tausenden von Toten bezahlen mussten. Hafis al-Assad liess den Aufstand in Hama blutig niederschlagen. Die Muslimbrüder flüchteten damals nach Jordanien und in andere europäische Länder. Viele von ihnen unterstützten 2011 den bewaffneten Aufstand gegen Assad. Der Sohn sollte bezahlen, was der Vater ihnen angetan hatte.

CIA-Camps in Jordanien

Auf der Rückfahrt nach Damaskus sieht man linker Hand die syrische Wüste, die sich im Dunst der Novembersonne verliert. Irgendwo in der Weite dort draussen ist die jordanische Grenze, über die schubweise 40 000 schwer-



Makabre Sehenswürdigkeiten: Trümmer in Homs.

bewaffnete Kombattanten nach Syrien eindringen, um Assad zu stürzen. Sie waren in Camps in Jordanien unter Führung der CIA und anderer westlicher Geheimdienste ausgebildet worden. Im Norden erfolgte eine ähnliche Invasion über die türkische Grenze. Rechter Hand sieht man die Wüstenberge des Dschebel Antilibanon. Die Höhenzüge sind weiss. Über Nacht ist der erste Schnee gefallen.

In Damaskus treffen wir die Architektin Maria Saadeh, die ein perfektes Französisch spricht. Sie war bei Kriegsbeginn als Parteiunabhängige die jüngste Frau im syrischen Parlament. Mit einer Gruppe von Parlamentariern wollte sie 2012 und 2013 in Europa und Kanada über die Situation in ihrem Land berichten und stellte fest, dass ihr das Einreisevisum verweigert wurde: «Man hörte offenbar nur auf eine sogenannte syrische Opposition, die eine vom Ausland diktierte Agenda verfolgte. Deren Mitglieder lebten zumeist nicht in Syrien, manche sprachen kein Wort Arabisch. Was Parlamentsmitglieder aus Syrien zu sagen hatten, wollte und sollte offenbar niemand hören», sagt Saadeh.



Maria Saadeh.

Die Politik, das offizielle Syrien totzuschweigen, war die Regel. Auf einer Unesco-Konferenz in Paris wollte man Saadeh das Mikrofon verbieten. Man referierte dort über die Zerstörung der historischen Kulturgüter in Syrien; nur Mitglieder der syrischen Legislative waren nicht geladen und sollten nicht zu Wort kommen.

Propaganda und groteske Falschinformationen über Syrien seien in westlichen Medien der Brennstoff gewesen, mit dem dieser Krieg geführt worden sei, sagt Saadeh. So seien immer wieder Anschläge mit chemischen Waffen von

den Aufständischen inszeniert worden, um Assad zu beschuldigen und eine Intervention der USA zu erreichen. «Wir haben kein Giftgas eingesetzt. Präsident Assad hat nie den Befehl dazu gegeben, und er würde es nie tun.»

Im ganzen Land sehen wir immer wieder mehrstöckige Neubauten. Überall werden Wohnungen gebaut für diejenigen, die sonst bei ihrer Rückkehr keine mehr hätten.

Wenn der Albtraum vorbei ist, werden – so hofft man hier – wieder Touristen in das Land reisen, das einst mit seinen Denkmälern antiker Hochkulturen als eines der schönsten Reiseziele der Welt galt. Dann werden wieder Franzosen, Briten und Amerikaner durch die

Wenn der Albtraum vorbei ist, werden – so hofft man – wieder Touristen in das Land reisen.

Suks flanieren und syrisches Olivenöl und Seife kaufen. Sie werden die Umayyaden-Moschee in Damaskus sehen, die stille Erhabenheit ihrer Gebetshalle – Pilgerstätte für Juden, Christen und Muslime.

Die vielen Müllhalden an den Rändern der Autobahnen werden die Touristen kaum ablichten, wohl aber Steinnelken und Thymian an den tausendjährigen Mauern der Kreuzritterburg Krak des Chevaliers. Und sie werden in vielen christlichen Klöstern Mosaik fotografieren, in denen Kalaschnikow-Kugeln stecken. Und Marienbilder, auf denen die Gottesmutter kein Gesicht mehr hat, weil Gotteskrieger es mit dem Hammer zerschlagen haben.

Makabre Sehenswürdigkeiten für Touristen werden in naher Zukunft die Ruinenquartiere sein, ganze Stadtteile in Aleppo, Homs,

Damaskus, die in Trümmern liegen. Zeugen eines Krieges, der in westlichen Medien als «Bürgerkrieg» bezeichnet wurde und als solcher bereits in die schnelle Historiografie von Wikipedia eingegangen ist.

«Es war kein Bürgerkrieg», sagt Elia Samman: «Es war von Anfang an ein Stellvertreterkrieg. Syrer wurden dafür bezahlt, gegen andere Syrer zu kämpfen.»

Samman war Berater von Ali Haidar, dem Chef des 2012 gegründeten Ministeriums für nationale Versöhnung. Samman ist wie Haidar Mitglied der Syrischen Sozialen Nationalistischen Partei, eine der zehn im Parlament vertretenen Parteien. Diese sind jedoch alle eingebunden in eine Regierungskoalition mit der Baath-Partei, die den politischen Betrieb weitgehend dominiert und de facto die alleinige Macht in Syrien hat.

«**Sie wussten genau, was passieren würde**» «Geld hat eine unglaubliche Rolle gespielt in diesem Krieg», sagt Elia Samman. «2012 wurde uns vom Emirat Katar eine hohe monatliche Geldsumme angeboten, wenn wir die Seite wechseln und gegen Assad kämpfen würden. Aber das wollten wir nicht. Wir sind der Meinung, dass wir unsere Ziele politisch, nicht militärisch erreichen müssen.»



Elia Samman.

Ab 2012 habe man beobachten können, dass immer mehr fremde Kombattanten in Syrien kämpften, Leute aus rund achtzig verschiedenen Nationen: «Sie kamen aus allen Teilen der Welt. Sie kämpften für Geld oder weil sie religiöse Fanatiker waren oder aus welchen Motiven auch immer.» Heute könne jeder Syrer, der Mitglied in einer der feindlichen Milizen gewesen sei, zurückkommen und erhalte Amnestie, sagt Samman: «Er kann sich an uns wenden, und wir garantieren ihm, dass er keine Probleme bekommt. Etwa 15 000 haben schon davon Gebrauch gemacht.»

Auf die Frage, warum die USA und ihre Verbündeten Assad stürzen wollen, antwortet er: «Assad muss bezahlen für etwas, das er nicht gemacht hat: Er hat keinen Friedensvertrag mit Israel unterschrieben, und er hat sich nicht vom Iran und von Russland abgewandt. Er war nicht gehorsam gegenüber den USA.»

Marie-Louise Haddad Hofer ist Schweizerin und Syrerin, sie lebt seit mehr als einem halben Jahrhundert in Damaskus, ihr Mann war ein syrischer Uhrmacher. Marie-Louise hat viel erlebt, auch 1982 den bewaffneten Aufstand der Muslimbrüder in Hama und die brutale Niederschlagung dieses Aufstandes.

Sie ist eine charmante alte Dame, bei ihren Freunden bekannt für ihr politisches Wissen

und ihre Fähigkeit zur luziden Analyse: «Die grosse Mehrheit der Leute hier will keine islamische Republik und keine Muslimbrüder an der Macht», sagt sie. «Wir haben die Europäer und Amerikaner gewarnt. Sie wussten genau, was passieren würde, wenn sie Assad wegstapeln würden. Schaut euch Libyen und den Irak an. Wir haben den Amerikanern nichts getan. Sie haben einen Aufstand unterstützt, um unseren Präsidenten zu stürzen. Aber die syrische Bevölkerung macht da nicht mit. Einen Machtwechsel durch Krieg erzwingen zu wollen, war Wahnsinn.»

Wenn diese Einschätzung stimmt, werden die Touristen demnächst vielleicht in ein Land kommen, in dem Baschar al-Assad erneut in Wahlen als Präsident bestätigt wurde. Und internationale Wahlbeobachter werden wohl zu dem Urteil kommen, dass das Ergebnis den mehrheitlichen Willen des syrischen Volkes abbildet, auch wenn das Land noch weit entfernt ist von demokratischer Routine wie etwa in Bümpliz oder Moutier.

Marie-Louise Haddad Hofer, 91 Jahre alt, sagt: «Was kann schon das kleine Syrien gegen das grosse Amerika? Aber man hätte wenigstens mit uns reden können, statt einen Krieg zu beginnen und unser Land kaputtzumachen.»

Helmut Scheben war Redaktor der *Wochenzeitung* und des Schweizer Fernsehens.

Mehr Zeit für die richtigen Entscheide.



Der Sonntag beginnt schon am Samstag.

Samstags im Briefkasten. Samstag & Sonntag am Kiosk.
Sonntags digitales Update. Abo unter schweizamwochenende.ch
oder Tel. 058 200 55 05.

«Chinas grenzenlose Expansion»

China führt sich im Südchinesischen Meer auf wie der Rüpel auf dem Pausenplatz. Und droht Taiwan mit Invasion. Der nächste Showdown findet diesen Samstag statt. Wie sieht die Welt aus der Perspektive der bedrängten Insel aus? Ein Besuch bei Taiwans Aussenminister Joseph Wu. *Von Urs Gehrig*

Über Taipeh liegt dichter Dunst. Legionen von schnittigen Scootern surren durch die Häuserschluchten. Steht die Ampel auf Rot, reihen sie sich auf in einem Glied. Bei Grün brausen sie los, als gäbe es kein Morgen. Taiwan funktioniert wie ein gigantisches Uhrwerk, alles greift ineinander, zuverlässig und perfekt. Dass draussen vor der Küste, jenseits der Formosastrasse, eine Gefahr lauert – übermächtige Militärgewalt, die den Tigerstaat samt Fabrikschlotten und Hightech-Farmen zu verschlucken droht –, wirkt surreal.

Am Ketagalan Boulevard 2 im Stadtbezirk Zhongzheng wird diese Gefahr auf einen Schlag Wirklichkeit, als Joseph Wu das Wort ergreift. Der Aussenminister empfängt in seinem Amt. Erst seit Februar lenkt er Taiwans Geschicke in der Welt; in der politischen Schaltzentrale Taipehs jedoch ist er ein Veteran. Als Donald Trump ins Weisse Haus gewählt wurde, war es Wu, der hinter den Kulissen an jenem Akt beteiligt war, der weltweit Schlagzeilen machte und in China für heisse Köpfe sorgte. Die Rede ist von dem ominösen Telefonat von Taiwans Präsidentin Tsai Ing-wen, die als eine der Ersten dem frischgebackenen US-Präsidenten zum Sieg gratulierte.

«Das war wunderbar»

Die Menschen hier in Taiwan waren ziemlich begeistert über das Telefonat. Schliesslich war es das erste Mal, dass ein Staatsoberhaupt Taiwans mit einem frischgewählten US-Präsidenten sprechen konnte. Auch in der politischen Gemeinde in Washington stellte ich Begeisterung fest. Einige realisierten, dass dies ein bahnbrechendes Ereignis war – das war wunderbar –, und dass sich die taiwanisch-amerikanischen Beziehungen unter Donald Trump verbessern würden. [...] Alle Medien der Welt berichteten darüber. Während mindestens dreier Wochen diskutierten die Menschen überall über Taiwan.

Dass die Welt von dem historischen Gespräch erfahren hat, geht auf Trump zurück. In einem Tweet bezeichnete er Tsai als «Präsidentin von Taiwan». Das war ein markanter Bruch mit der bisherigen US-Diplomatie, gemäss der Taiwan seit 1979 nicht mehr als eigenständiger Staat gilt. Dennoch sei die Reaktion Chinas auf das Gratulationstelefonat «eher zurückhaltend» ausgefallen, erinnert sich Wu.

Nach einer Phase der Ungewissheit habe Trump den Eindruck erweckt, an der bisherigen US-Politik festzuhalten. Er bestätigte die «Ein-China-Politik», habe über Chinas Staats-

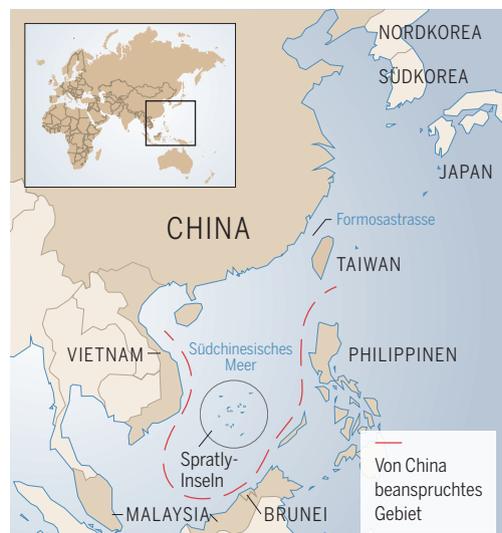


Doppelt unter Druck: Aussenminister Wu.

chef Xi Jinping wunderbare Dinge gesagt und ihn sogar als «guten Freund» gepriesen. «Als die USA dann aber ihre nationale Sicherheitsstrategie vorlegten, wurde für uns zunehmend klar, dass die USA eine härtere Haltung gegenüber Peking einnehmen würden.»

Trump kündigte an, die USA würden China auf jedem erdenklichen Feld herausfordern und sogar bekämpfen. Anfang Oktober schrammte die Region haarscharf an einer kriegerischen Eskalation vorbei, als ein chinesischer Zerstörer ein US-Kriegsschiff abzudrängen versuchte und dieses dabei beinahe rammte. Wer dafür verantwortlich war, steht für Wu ausser Frage.

Die Spannungen im Südchinesischen Meer haben ein Ausmass angenommen, das vielen Menschen Sorgen bereiten sollte. Im Südchinesischen Meer erheben zahlreiche Anrainerstaaten – China, Taiwan,



Konfliktzone Südchinesisches Meer.

die Philippinen, Vietnam, Brunei und auch Malaysia – territoriale Ansprüche. Dass China die ganzen Gewässer für sich beansprucht, mag für die Zukunft wenig Gutes verheissen.

Peking beansprucht mehr als 80 Prozent des drei Millionen Quadratkilometer grossen Gewässers als Eigentum der Volksrepublik China. Peking vermutet unter dem Meeresboden rund 200 Milliarden Barrel Öl. Es macht historische Rechte auf die Ressourcen in dem Seegebiet geltend und schütet im umstrittenen Spratly-Archipel künstliche Inseln auf, um sie als Militärbasen zu nutzen.

In einem vielbeachteten Urteilspruch erklärte das internationale Schiedsgericht in Den Haag am 12. Juni 2016 Chinas Hoheitsansprüche für nichtig. Dafür gebe es keine rechtliche Grundlage, so das Gericht. Das Urteil ist bindend, das Gericht verfügt aber über keine Mittel, den Entscheid durchzusetzen. Peking, das den Haager Richterspruch als «null und nichtig» verwarf, verfolge unverändert den eingeschlagenen Kurs, sagt Aussenminister Wu.

Abgesehen von dem Landanspruch schickt China auch seine Militärflugzeuge und Seestreitkräfte aus, um in der Region zu patrouillieren. Aus den Daten, die mir vorliegen, kann ich täglich die Präsenz von zehn Militärflugzeugen und mehr als zwanzig Militärschiffen herauslesen. [...] China schickt seine Streitkräfte auch in den Luftraum, der von Südkorea und Japan beansprucht wird. [...] Natürlich ist absehbar, dass die Spannungen weiter steigen werden. [...] Diese von Ostasien bis ins Südchinesische Meer reichenden Spannungen scheinen im grenzenlosen chinesischen Expansionismus begründet zu sein.

Das Südchinesische Meer ist geostrategisch von eminenter Bedeutung. Ein Drittel des weltweiten Schiffsverkehrs wird hier abgewickelt. Rund 80 Prozent der Öllieferungen in den Nordosten Asiens führen durch das Gewässer. Für Tokio ist namentlich die Meerenge zwischen der Insel und Festlandchina (Formosastrasse) eine Lebensader, die von Europa über den Nahen Osten bis nach Japan reicht. Entsprechend hoch sei der Zuspruch bei den seit 2015 von den Amerikanern durchgeführten Militäroperationen «Freedom of Navigation», so Wu.

Die USA entsenden ihre Marine im Rahmen der «Freedom of Navigation»-Operation in die Region. Und sie tun dies nicht allein, auch Frankreich, Grossbritannien, Australien und Japan sind daran



«Vergesst Nordkorea: Eine chinesische Invasion in Taiwan ist die grosse Gefahr in Asien»: Taiwans Streitkräfte bei einer Verteidigungsübung.

beteiligt. Diese Aktionen werden auch von anderen Anrainern mit Besitzansprüchen in der Region unterstützt, um sicherzustellen, dass die Gewässer nicht von China in Besitz genommen werden.

Niemand in der Region sieht sich von der aufstrebenden Supermacht des 21. Jahrhunderts so direkt herausgefordert wie Taiwan. Die Insel steht seit der Stunde null auf Konfrontations-

«Die Chinesen versuchen, das Symbol der Souveränität Taiwans zu zerstören.»

kurs mit Peking. Nach Gründung der kommunistischen Volksrepublik China 1949 etablierten sich die bisherige Regierung der Republik China (Taiwan) sowie Eliten und Streitkräfte unter Führung von General Tschiang KaiSchek auf der Insel. In den folgenden Jahrzehnten steigt Taiwan zu einer lebhaften Demokratie und einem wirtschaftlichen Tigerstaat auf.

Das kommunistische Peking lehnt von jeher jeden Anspruch Taiwans auf Unabhängigkeit ab. Dennoch vertrat Taiwan China anfänglich bei der Uno und war ständiges Mitglied im Sicherheitsrat. 1971 setzte sich die «Ein-China-Politik» der Volksrepublik durch. Taiwan wurde aus der Uno ausgeschlossen. Immer mehr Staaten kehrten der Inseldemokratie den Rücken und brachen die diplomatischen Beziehungen ab. Heute anerkennen nur sechzehn Staaten und der Vatikan Taiwan als unabhängiges Land.

Taiwan wird als Leuchtturm, als Licht der Hoffnung in diesem Teil der Welt gepriesen. Trotzdem hat der Aussenminister Mühe zu reisen. Ich kann nicht nach Washington oder London. Ich kann nicht nach Tokio.

[...] Die Chinesen versuchen, das Symbol der Souveränität Taiwans zu zerstören und uns von unseren diplomatischen Alliierten abzuspalten. [...] Unter chinesischem Druck haben einige Regierungen begonnen, uns nach chinesischer Art zu nennen, «Taiwan, China» oder «Taiwan, Provinz von China».

Die Chinesen hätten «sehr erfolgreich die internationalen Organisationen penetriert», erklärt Wu. Sie hätten es geschafft, hohe Offizielle in praktisch allen wichtigen internationalen Gremien zu platzieren. Eine von deren Funktionen sei es, Taiwan von der Völkergemeinschaft fernzuhalten.

«Das macht alles keinen Sinn»

Taiwan auszuschliessen, ist eine Verletzung der Uno-Charta. [...] Wenn wir eine sichere Welt wollen, sollte kein Land ausgeschlossen werden. Millionen von Menschen verkehren jedes Jahr durch den taiwanischen Luftraum, aber Taiwan ist von der Internationalen Zivilluftfahrtorganisation ausgeschlossen. Kriminelle kommen durch unser Land, aber Taiwan wird die Zusammenarbeit mit Interpol verweigert. Wir sind gegen übertragbare Krankheiten nicht immun, aber Taiwan wurde von der Weltgesundheitsorganisation ausgeschlossen. Das macht alles keinen Sinn und widerspricht moralischen Grundwerten.

Seit die Demokratische Fortschrittspartei (DPP) 2016 die Wahlen gewonnen hat, haben sich Chinas Beziehungen zu Taiwan verschlechtert. Die Partei verlangt in ihrem Programm, die Unabhängigkeit Taiwans auch de jure in der Verfassung der Republik China festzuschreiben. Unter Präsidentin Tsai Ing-wen hat sich die Partei zwar von dieser Forderung distanziert, verfolgt aber das Ziel, die Autonomie der Inselrepublik möglichst unum-

kehrbar zu bewahren. Tsai, die in den USA Rechtswissenschaft studiert hat, verfolgt eine proamerikanische Politik und hat Unabhängigkeitsbefürworter ins Kabinett aufgenommen. Taiwan sei jedoch nicht auf Unabhängigkeitskurs, insistiert Aussenminister Wu.

Taiwan verfolgt einen ziemlich geradlinigen Kurs, was die Politik gegenüber den USA oder China betrifft. Es gilt, den Status quo zu bewahren. Unsere Politik ist es, Frieden und Stabilität zwischen Taiwan und China aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig ist es unsere Politik, genügend Verteidigungsmittel zu beschaffen. Diese Politik verfolgen wir seit einiger Zeit, und sie wird sich wegen der Trump-Regierung nicht verändern. Was wir allerdings be-

Damit wir...

- ... nicht in die EU geführt werden.
- ... Löhne und Arbeitsplätze erhalten.
- ... keine höheren Gebühren, Abgaben und Steuern bezahlen.
- ... den Schweizer Tier- und Landschaftsschutz behalten.
- ... Rechtssicherheit gewährleisten.

Stimmen Sie darum am 25. November

JA

Zur direkten Demokratie.
Zur Selbstbestimmung.

www.selbstbestimmungsinitiative.ch
Komitee JA zur Selbstbestimmung, Postfach, 3001 Bern

obachten, ist ein Wandel in der US-Politik gegenüber China.

Inmitten der wachsenden Spannung mit China fokussiert Trump zunehmend auf Taiwan als Partner wie als Gegengewicht zu Peking. «Obwohl sie Taiwan nicht als Staat anerkennen, unterstützen uns die Amerikaner in praktisch jeder Hinsicht», so Wu, der in Ohio studiert hat. Im März verabschiedete der US-Kongress die Taiwan Travel Act, die hochrangige Besuche zwischen den USA und Taiwan ermöglicht. Peking betrachtet dies als Affront. Die «Ein-China-Politik», der sich die USA Ende der 1970er Jahre verpflichtet haben, verbietet jede zwischenstaatliche Kontaktnahme.

Besonders im militärischen Bereich hat die Regierung Trump, die bei Behörden in Taipeh auf viel Lob stösst, die Unterstützung verstärkt. Als die USA jüngst mit zwei Kriegsschiffen durch die Formosastrasse fuhren, äusserte China grosse «Besorgnis». Ein chinesischer Diplomat in Washington drohte mit der Invasion Taiwans, sollte die US-Navy eines ihrer Schiffe in Taiwan anlegen lassen und der demokratischen Insel einen Besuch abstatten.

Die Invasionspläne seien real, sind Militärführer überzeugt. «Chinas rasche Aufrüstung ist darauf fokussiert, die nötigen Mittel zu erlangen, um Taiwan zu annektieren oder zu übernehmen», also um «nationale Einheit» herzu-

stellen, schrieb die US-Fachzeitschrift *The National Interest*. Der Titel des Artikels: «Vergesst Nordkorea: Eine chinesische Invasion in Taiwan ist die grosse Gefahr in Asien».

«Vereinigung ist keine Option»

Offenbar unbeeindruckt von Chinas militärischer Drohkulisse, versammelten sich am 20. Oktober Zehntausende Menschen in Taipeh und demonstrierten für eine formale Unabhängigkeit von der Volksrepublik. Die Antwort Chinas folgte umgehend. Peking werde nie nur «ein einziges Stück» seines Territoriums aufgeben, zitierte die *South China Morning Post* Chinas Verteidigungsminister Wei Fenghe. Er warnte, dass «wiederholte Provokationen» gegenüber der chinesischen Souveränität zu militärischen Aktionen führen würden. Die Regierung, so Aussenminister Wu, befinde sich in einem Dilemma.

Die taiwanische Regierung steht von zwei Seiten her unter Druck. Auf der einen Seite ist die chinesische Regierung, die Taiwan zu Verhandlungen über die Vereinigung drängen will. Auf der anderen Seite gibt es eine grosse Zahl von Taiwanern, die unser Land von China abspalten wollen. Die taiwanische Regierung muss – unter diesen Voraussetzungen – den verantwortungsvollsten Weg finden.

Diesen Samstag, 24. November, steht die Aussen- und China-Politik von Taiwans Präsidentin Tsai Ing-wen vor einer neuen Prüfung. Dann stehen nicht nur Regionalwahlen an. Das Volk stimmt auch über ein Referendum ab, das eine Namensänderung bei den Olympischen Spielen 2020 verlangt. Gemäss dem Vorstoss, der von Pro-Unabhängigkeits-Gruppen initiiert wurde, sollten die taiwanischen Athleten offiziell unter dem Landesnamen «Taiwan» teilnehmen, nicht unter «Taiwan, China», wie es Peking vorschreibt.

«Vereinigung ist keine Option für das taiwanische Volk, wie wir in verschiedenen Meinungsumfragen sehen können», sagt Wu. Ebenso wenig sei die Abspaltung ein gangbarer Weg.

Betrachtet man die Realität Taiwans, so sind wir bereits de facto unabhängig. Deshalb ist die Bewahrung des Status quo der beste Weg für Taiwan. Länder wie die USA, Japan oder andere gleichgesinnte Länder loben uns für diese Haltung. Sie sind der Meinung, die taiwanische Regierung verfolge eine sehr verantwortungsvolle Chinapolitik. Daher sehen wir im Moment keinen Anlass, unseren Kurs zu ändern – auch wenn wir von beiden Seiten weiter unter Druck geraten werden.

Das Interview mit Aussenminister Joseph Wu hat im Rahmen eines internationalen Pressebesuchs am 12. November stattgefunden. Organisiert hatte die Pressereise die taiwanische Regierung.

Der Wortlaut des Gesprächs ist in originaler Fassung auf www.weltwoche.ch/international nachzulesen.



Inside Washington

Mr. Kellyanne

Trump spaltet das Land und sogar Ehepaare im Weissen Haus.

Kellyanne Conway, Präsidentenberaterin im Weissen Haus und überaus loyale Verteidigerin von Donald Trump, lässt keinen Zweifel daran, dass es ihr beruflich und privat richtig gutgeht.

Das war, bevor ihr Ehemann George Conway, konservativer Staranwalt, in der vergangenen Woche gegenüber Yahoo News erklärte: «Die Regierung gleicht einer Shit-Show in einem brennenden Müllcontainer.» [Hinweis in eigener Sache: Einer von Conways frühesten Auftritten war auf einer von «Inside Washington» veranstalteten Weihnachtsparty.] George räumt ein, seine Frau sei nicht sehr glücklich über seine öffentlichen Angriffe auf ihren Boss, stellt aber fest: «Ich habe ihr gesagt, dass mir die Regierung nicht gefällt. Das ist ganz klar zwischen uns.»

George war einmal ein leidenschaftlicher Bewunderer von Präsident Trump. Über seinen Wahlsieg hatte er Freudentränen vergossen. Er beglückwünschte Kellyanne, mit der er vier Kinder hat, zu Trumps Triumph. «Als sie zu seinem Wahlkampfteam stiess, war sein Ranking im Keller.» Heute würde er «eher nach Australien auswandern» als noch einmal Trump wählen.

Es begann mit Tweets. Allein im Februar feuerte George mehr als hundert Salven auf den Präsidenten ab, den er für «instabil» hält. Im März trat er aus der Republikanischen Partei aus, die aus seiner Sicht einen «Personenkult» betreibt, und eskalierte seinen verbalen Krieg gegen den Präsidenten, indem er eine Gruppe von konservativen Anwälten unter dem Namen «Checks and Balances» organisierte.

Trump tut George als null ab, verspottete ihn kürzlich als «Mr. Kellyanne Conway».

Kellyanne ihrerseits hält fest, das Verhalten ihres Mannes sei «respektlos» gegenüber ihr persönlich.

Gegenwärtige Temperaturen in Australien: angenehme 24 Grad. Amy Holmes

praktikus.ch
innovativ | cool | praktisch



**CHF 20.–
geschenkt**

www.praktikus.ch

Gutscheincode: S80

Sie erhalten Fr. 20.– geschenkt,
bei einer Online-Bestellung ab Fr. 100.–
Nicht kumulierbar, keine Barauszahlung,
1 Gutschein pro Person
Gültig bis 15. Dezember 2018



Schacher um die Scheidungsabfindung: EU-Präsident Juncker, Premierministerin May.

Mays Deal, Brüssels Diktat

Die britische Premierministerin Theresa May ist überzeugt, in den Brexit-Verhandlungen das Maximum für ihr Land erreicht zu haben. Stimmt das? Eine abgeklärte Analyse des Resultats.

Von Rolf Hürzeler

Von dieser Überzeugung lässt sich die britische Premierministerin Theresa May nicht abbringen: «Jemand anders als ich wird in Brüssel keinen besseren Brexit-Deal erreichen.» Damit wollte sie ihren Fraktionskollegen in der Konservativen Partei zu Beginn dieser Woche sagen: Wenn ich gehen muss, ist für Grossbritannien gar nichts gewonnen. Denn die EU lässt in Verhandlungen nicht an ihren Eckpfeilern rütteln. Wohl aus dieser Einsicht heraus hat die Mehrheit des Kabinetts von Theresa May das mit Brüssel ausgehandelte Abkommen akzeptiert.

Diese Vereinbarung über die künftigen Beziehungen zwischen dem Vereinigten Königreich und der Europäischen Union sieht im Wesentlichen vor:

Übergangsperiode — Zwischen dem 29. März 2019 und 31. Dezember 2020 kommt es zu einer Zeit, in der das United Kingdom (UK) alle EU-Bestimmungen ohne Mitspracherecht zu befolgen hat. Diese Periode lässt sich verlängern, sofern noch offene Fragen bis dahin nicht geklärt werden können.

Viele Briten sehen damit ihr Land zu einem Vasallenstaat von Brüssel degradiert. Denn das ist der schlimmste Status, den sich das Vereinigte Königreich vorstellen kann: Regeln zu gehorchen, zu denen man nichts zu sagen hat. Es wird keine britischen Vertreter in der Europäischen Kommission, am Europäischen Gerichtshof oder im Europäischen Parlament geben. Eine einmalige Verlängerung dieser Periode ist möglich, aber bestimmt nicht im Interesse Grossbritanniens.

Zahlungen — Vorgesehen sind Überweisungen von rund 50 Milliarden Franken von London nach Brüssel. Die «Scheidungsabfindung» ist zahlbar über eine noch nicht definitiv bestimmte Periode. Sollte sich

Grossbritannien weigern, diese Gelder zu bezahlen, wird der Europäische Gerichtshof zu entscheiden haben.

Personenfreizügigkeit und Einwanderung — UK-Bürger in EU-Ländern und umgekehrt können bleiben, wo sie sind. Aber Grossbritannien hat das Recht, die künftige Einwanderung aus der EU nach der Übergangszeit zu steuern. Laut Theresa May sollen vor allem gutausgebildete Arbeitskräfte willkommen sein. Damit wird die bisherige Niederlassungsfreiheit für Arbeitskräfte aus Staaten wie Polen oder Bulgarien wegfallen.

Marktzugang — Es wird voraussichtlich eine Zollunion geben, die nicht mit einem Zutritt zum gemeinsamen Markt der EU-Staaten zu verwechseln ist. Denn dieser Zugang ist ohne den freien Personenverkehr für Brüssel nicht zu haben. Die selbstgesteuerte Einwanderung ist für London jedoch einer der Hauptgründe, die EU zu verlassen.

Die Zollunion schliesst lediglich den Güter- und den Agrarverkehr ein, um eine harte Grenze zwischen Nordirland und der Republik zu vermeiden. Diese Bestimmung hat wiederum nachteilige Folgen für das Königreich: Grossbritannien kann somit ohne Zustimmung aus Brüssel keine Handelsverträge mit Drittstaaten eingehen. Grossbritannien kann zudem die Zollunion nicht einseitig verlassen, sondern ist dafür auf die Zustimmung der EU angewiesen.

Nordirland — Die Provinz wird im Agrarsektor wie bereits heute im EU-Markt fester verankert sein als das restliche UK. Damit ist implizit eine innerbritische Grenze vorgegeben, die London unbedingt vermeiden wollte, um den nordirischen Unionisten nicht das Gefühl zu geben, von der Hauptinsel abgeschnitten zu sein.

Recht — Das Königreich wird während der Übergangszeit der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs unterstehen. Eine gemeinsame Kommission wird strittige Fragen bei der Umsetzung des Austritts entscheiden. Für die Zollunion wird ein Schiedsgericht zuständig sein; das ist eine Bestimmung, wie sie die EU und die Schweiz vorsehen.

Stolpersteine — Noch nicht definitiv entschieden sind Fragen, die einzelnen der 27 EU-Staaten besonders wichtig sind: Dazu gehören etwa für Frankreich die Fischereirechte im Kanal oder für Spanien der künftige Status von Gibraltar.

Die von der Regierung May vorgeschlagene Vereinbarung trägt also fast in allen Punkten den Stempel Brüssels. Daher ist nachvollziehbar, dass die Hardliner in der Konservativen Partei von Theresa May, die «true Brexiters», wie sie sich nennen, diesen Deal ablehnen. Sie wehren sich allerdings zumindest vorderhand gegen jegliche Übereinkunft mit Brüssel, die die Souveränität des Königreichs einschränkt. Sie konnten bisher keine besseren Vorschläge unterbreiten, die in Brüssel eine Chance gehabt hätten.

Dennoch sammeln die Antieuropäer innerhalb der konservativen Unterhausfraktion derzeit Unterschriften, um gegen die Premierministerin ein Misstrauensvotum zu lancieren und sie in einer Abstimmung zum vorzeitigen Rücktritt zu zwingen. Sie hoffen, mit einer neuen konservativen Regierung im Frühjahr einen Austritt ohne eine Übereinkunft mit Brüssel zu erzwingen. Dieser «hard Brexit» würde allerdings zu späteren Verhandlungen mit der EU führen, denn ein unregelmäßiges Nebeneinander ist auf die Dauer unvorstellbar. ○

Im falschen Film

Ein Video sollte beweisen, dass es in Chemnitz zu Hetzjagden gekommen sei. Nun meldet sich dessen Urheberin. Ihre Schilderung des Vorfalls unterscheidet sich stark von den Berichten der deutschen Leitmedien. Von René Zeyer



«Hase, du bleibst hier»: Chemnitz, 26. August, 16.52 Uhr.

Selbst ein Besuch der deutschen Bundeskanzlerin in Chemnitz ist eine Spätfolge der Ereignisse um den 26. August 2018 in der ostdeutschen Stadt. Weltweites Aufsehen erregte ein neunzehn Sekunden langes Video. Es wurde von der Polit-Gruppe «Antifa Zeckenbiss» ins Netz gestellt, anschliessend von *Zeit* online übernommen und explodierte dann in die öffentliche Wahrnehmung.

Es wurde als Beweis angeführt, dass es in Chemnitz «Pogrome» (*Spiegel*-Kolumnist Augstein) oder zumindest «Hetzjagden» (Regierungssprecher Seibert und Bundeskanzlerin Merkel) «auf Menschen anderen Aussehens» gegeben habe. Die Debatte darüber führte zu einer veritablen Regierungskrise in Berlin und zur Entlassung des Präsidenten des deutschen Verfassungsschutzes. Der hatte öffentlich bezweifelt, dass diese Aufnahmen oder andere «belastbare Informationen» die Behauptung stützen könnten, es sei in Chemnitz zu Hetzjagden gekommen.

Kurze Rückblende: In der Nacht auf den 26. August wurde ein Deutscher mit kubanischen Wurzeln erstochen und seine zwei Begleiter mit Messerstichen schwer verletzt. Als dringend tatverdächtig gelten ein 23-jähriger Syrer und ein 22-jähriger Iraker. Die beiden Asylsuchenden sitzen seither in Untersuchungshaft.

Diese Tat und die darauffolgenden Manifestationen werden zu rechter Gewalt und Neonazi-Märschen umgedeutet. Naziparolen grölende Lumpen, die sich den Demonstrationen anschliessen und den Hitlergruss zeigen, werden als Beleg dafür angeführt, dass in Chemnitz der braune Mob sein hässliches Haupt erhebe und die Machtfrage stelle. Die Bevölkerung bis hinauf zum CDU-Bürgermeister verwahrt sich gegen diesen Vorwurf und dagegen, dass in Chemnitz Hetzjagden auf Ausländer stattfänden.

Wer das Wort «Hetzjagd» oder den Beweis bezweifelt, ist ein Unmensch, ein Hetzer, ein Rechter, ein Brauner. Wer das Narrativ setzt, das Framing beherrscht, wie das moderndeutsch heisst, hat die begriffliche Oberhoheit und bestimmt den Diskurs, kann Abweichler stigmatisieren, sanktionieren, abqualifizieren.

Aber ist das Video wirklich ein Beweis für Hetzjagden, zumindest für eine? Man sieht, wie ein fremdländisch aussehender Mann von zwei anderen Männern verfolgt wird, die «Verpiss dich!» rufen. Dem deutschen Magazin *Tichys Einblick* ist das gelungen, was alle anderen Medien schon längst hätten tun sollen: Es konnte mit der Urheberin des Videos und ihrem Mann sprechen. Beide wollen anonym bleiben, aus Furcht vor Übergriffen der mili-

tantan Antifa-Bewegung. Sie sind aber beide bereit, eidesstattlich zu versichern, dass es sich ganz anders abgespielt hat, als es in den Mainstream-Medien dargestellt wurde.

Böse Provokation

Tichys Einblick liess sich diese Darstellung von anderen Zeugen bestätigen und zitiert die 35-jährige Frau: «Das neunzehn Sekunden lange Video ist um 16.52 Uhr am Tatsonntag in der letzten Etappe unseres Trauerzugs kurz vor dem Erreichen des Daniel-Tatortes aufgenommen worden.» Mit «Daniel-Tatort» meint sie den Ort, wo in der vorangegangenen Nacht der Deutsch-Kubaner erstochen worden war. Die Frau versichert, und ihr Mann und weitere Zeugen bestätigen das: «Es gab keine ausländische rufende Rufe. Nichts Rechtsradikales.»

Ihr Mann ergänzt, dass seine Frau das Handy zu spät aus der Tasche genommen habe, um auch zu filmen, was diesen neunzehn Filmsekunden vorausging – «eine böse Provokation gegenüber uns Trauernden. Durch zwei junge Migranten, die zunächst an der Bushaltestelle gestanden hatten und eigentlich aussahen wie wir». Beide seien aggressiv auf den Zug zugegangen und hätten gepöbel: «Verpiss euch!»

Dann sei es zu einer Rangelei gekommen, in deren Verlauf «einem unserer Freunde der Inhalt eines Bierbechers über seine Kleidung und wohl auch ins Gesicht geschüttet wurde». Dieser Täter sei dann verfolgt worden. Weil sie gedacht habe, dass nun etwas passieren könnte, habe sie das Handy gezückt und eingeschaltet, sagt die Frau, und wegen der Befürchtung, dass ihr Mann, Kosenamen Hase, auch losstarten wolle, deutlich vernehmbar «Hase, du bleibst hier» gerufen. Sie beide, und nicht nur sie, hätten keine Hetz- oder Menschenjagden gesehen.

Der Autor des Beitrags, der online in *Tichys Einblick* erschienen ist, versichert gegenüber der *Weltwoche*, dass er sich für die Authentizität der Personen und des Gesagten verbürge, er habe aufgrund seiner wochenlangen Hintergrundrecherche nicht den geringsten Zweifel, dass sich die Ereignisse so abgespielt haben. Es ist ein weiteres Alarmsignal, dass es keinem der deutschen Leitmedien einfiel, mit der Frau, die das Video machte, Kontakt aufzunehmen. Es ist inzwischen nicht mehr verwunderlich, dass die Erkenntnisse dieser Recherche bislang in keinem deutschen Medium aufgenommen wurden.

Man lässt sich doch nicht durch die Wahrheit eine gute Story und den Begriff «Hetzjagd» kaputt machen. ○

«Alhamdulillah» im Kapitol

Erstmals sind zwei muslimische Frauen im US-Repräsentantenhaus vertreten. Über ihre Haltung zu Israel haben sie die Wähler in die Irre geführt. Das sorgt auch in ihrer eigenen Partei, bei den Demokraten, für Unbehagen. *Von Pierre Heumann*

«As-salam aleikum»: So begrüßte die frisch gewählte Kongressabgeordnete Ilhan Omar aus dem Bundesstaat Minnesota ihre Fangemeinde nach der gewonnenen Zwischenwahl. Dann rief sie «Alhamdulillah! Alhamdulillah! Alhamdulillah!» in den Saal. Das «Alles Lob gebührt Allah» wurde von der Menge mit Jubel quittiert.

Wenn die 37-jährige Omar im Januar im Kongress ihren Platz einnimmt, ist sie die erste US-Parlamentarierin, die einen Schleier trägt. Sie ist aber nicht die einzige Muslimin, die als gewählte Abgeordnete ins Repräsentantenhaus einzieht. Ihre Glaubensgenossin Rashida Tlaib aus Michigan hat ebenfalls ein Mandat gewonnen. Auch sie besann sich ihrer Wurzeln, als sie ihren Sieg feierte. Weil ihre Eltern Ende der siebziger Jahre aus dem Westjordanland in die USA eingewandert waren, legte sich die 42-jährige Juristin beim Freudentanz nach der Wahl die rot-schwarz-weissgrüne Flagge der Heimat ihrer Vorfahren über die Schultern.

Der Erfolg von Omar und Tlaib, die beide den linken Flügel der Demokratischen Partei vertreten, hat weltweit für Schlagzeilen gesorgt. «Muslimische Kandidatinnen haben eine neue Plattform gegen Trump», hiess es zum Beispiel bei Fox News. Andere Medien meinten fast frohlockend, dass die beiden jetzt «der schlimmste Albtraum Trumps» werden könnten. Und muslimische Kommentatoren priesen den Wahlsieg der beiden Frauen als Symbol gegen Islamophobie.

Mal so, mal so

Beide Frauen haben eine beachtliche Politkarriere hingelegt. Omars Eltern waren mit ihrer Tochter Ilhan und deren sechs Geschwistern vor dem Bürgerkrieg in Somalia geflüchtet. Während vier Jahren hausten sie in einem Flüchtlingslager in Kenia, bevor sie in die USA auswanderten. Omar war damals vierzehn Jahre alt. Ausser *hello* und *shut up* konnte sie kein Wort Englisch. Auch Tlaib ist von weit her ins Zentrum amerikanischer Politik vorgeückt. Vom Heimatort ihres Clans, Beit Ur al-Fauqa, einem landwirtschaftlichen Flecken nahe der inoffiziellen palästinensischen Hauptstadt Ramallah, hat sie einen langen Weg zurückgelegt.

Die beiden Jungpolitikerinnen haben längst verinnerlicht, dass Wahrheit nicht unbedingt zum Wahlerfolg führt. Sowohl Omar als auch Tlaib legen in der Nahostpolitik einen Zick-



«Weisse Übermenschen»: Tlaib (l.), Omar.

zackkurs hin, frei nach dem Motto «Wie es euch gefällt». Im Mai hatte Omar in Tweets Israel als «Apartheidregime» beschimpft, und im November 2012 hatte sie behauptet, Israel habe die Welt «hypnotisiert», und meinte: «Möge Gott die Menschen erwecken und ihnen helfen, die bösen Taten Israels zu erkennen.»

Kurz vor den Wahlen distanzierte sie sich von ihrer getwitterten üblen Nachrede, um jüdische Skeptiker zu beruhigen. Während eines Vortrages in einer Synagoge der Stadt St.

Tlaib fordert ein Ende der amerikanischen Unterstützung für Israel.

Louis Park bekannte sie sich zur Zweistaatenlösung, also zu einer friedlichen Koexistenz Israels mit dem noch zu gründenden Staat Palästina. Es sei wichtig, räsionierte sie nun, «dass wir Israels Platz im Nahen Osten anerkennen». Explizit kritisierte sie vor dem jüdischen Publikum die BDS-Bewegung – Boykott, Desinvestitionen und Sanktionen –, die zur politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Isolation Israels aufruft. Damit distanzierte sie sich von früheren Tweets, in denen es vor Hass auf Israel nur so gesprüht hatte.

Doch kaum war Omar gewählt, gab deren Sprecherin plötzlich zu Protokoll, ihre Chefin unterstütze die BDS-Bewegung nun doch. Das allein sei an sich kein Antisemitismus, räumt der Kolumnist David Harsanyi in der *New York Post* ein. Dass Omar aber auf das antisemitische Klischee zurückgreife, wonach die ruchlosen Juden die Welt täuschten, sei ein deutliches Zeichen für ihre Vorurteile gegenüber jüdischen Menschen.

Auch Tlaib verhält sich in der Nahostpolitik wie ein Chamäleon. Als sie die Unterstützung der linken Israel-Lobby J Street gewinnen wollte, die gegenüber der Siedlungspolitik von Benjamin Netanjahu äusserst kritisch eingestellt ist, trat sie für die Zweistaatenlösung ein. Zudem befürwortete sie die US-Hilfe an Israel und die palästinensische Autonomieregierung. Doch davon will sie nach der Wahl nichts mehr wissen. So fordert sie jetzt ein Ende der amerikanischen Unterstützung für Israel. Zudem redet sie einer Einstaatenlösung das Wort.

Jugenderinnerungen der schlechten Art

Das tun auch andere, sogar Israels Staatspräsident Reuven Rivlin, der gleiche Rechte für Juden und Palästinenser fordert. Aber bei Tlaib entspringt die Einstaatenlösung einer letztlich rassistischen Einstellung. Sie sieht den Konflikt als einen Streit zwischen «weisen Übermenschen» (jüdische Israeli) und «Farbigen» (Palästinenser). Spricht sie von einem Staat für Israeli und Palästinenser, kann das aus ihrer Sicht nur das Ende Israels als jüdischer Staat bedeuten.

In der Parteimitte der Demokraten wird der Erfolg der beiden neuen Abgeordneten mit Sorge aufgenommen, da er die amerikanisch-israelischen Beziehungen belasten könnte. Viele der 3,5 Millionen muslimischen Amerikaner setzen auf die beiden Musliminnen zwar grosse Hoffnungen. Doch die aus Bangladesch stammende Journalistin Samira Sadeque, die jetzt in New York lebt, kann dem Erfolg der beiden wenig Positives abgewinnen. Wenn sie zusehen müsse, wie intensiv US-Parlamentarierinnen muslimisch-arabische Identitäten ins Zentrum ihrer Politik rücken, fühle sie sich in eine Zeit und an einen Ort zurückgeworfen, von denen sie sich befreien wolle, schrieb sie jüngst. «As-salam aleikum» oder «Alhamdulillah», meint sie, weckten in ihr Jugenderinnerungen der schlechten Art: Unterdrückung und Erniedrigung. ○



Mittlere deutsche sozialdemokratische Vernünftigkeit: Darstellerinnen und Darsteller der «Lindenstrasse».

Ikone der Woche

Den Kopf leeren

Von Wolfram Knorr

Wie ist das eigentlich mit dem wirklichen Leben? Die Mehrheit wohnt nicht in Villen, fährt nicht die neusten Schlitten und trägt nicht nur Edelroben. Deshalb giert die Mehr-

heit nach den allabendlichen TV-Soaps. Dort ist das Leben ein Fantasia-Land, aber mit viel Handlungsleerlauf. Die Mehrheit soll sich schliesslich am Chrom der Designerküchen, an den üppig gedeckten Tafeln, der Aussicht auf die Elbe oder die bayrischen Seen et cetera sattsehen. Seit Jahren aber gibt es auch eine Hardcore-Minderheit, die diese TV-Verschönerung vehement ablehnt und dem wirklichen Leben auf der Mattscheibe mal ins Angesicht sehen

möchte; wenigstens regelmässig einmal die Woche. Für diese Klientel wurde «Die Lindenstrasse» kreiert. Menschen wie du (nicht) und du (auch nicht) geistern nun seit 35 Jahren durch die «Lindenstrasse», die in einem sozial und landsmannschaftlich fiktiven München liegt.

Der einst renommierte deutsche Cineast Hans W. Geissendörfer («Der Zauberberg») witterte eine Goldader, als er die Chance ergriff, nach dem Vorbild der britischen «Coro-



nation Street» eine deutsche Version für den WDR zu produzieren. Daraus, so ahnte er, könnte ein Lindenvurm werden. Als alter Sozi wollte er ein realitätsnahes Abbild mittlerer deutscher sozialdemokratischer Vernünftigkeit, und ein wahrer Mehlwurm wurde daraus, der sich durch alle modernen Gesellschaftsströmungen bohrt und würgt, von der Homosexualität über Gleichberechtigung, Erziehung, Feminismus bis zur Flüchtlingspro-

blematik. Zusammengehalten werden die Folgen durch den Cliffhänger, die unheil drohende Schlusswendung, die den Zuschauer an die nächste Folge bindet. Die Spannung, die man in der gerade erlebten vermisste, hofft man in der kommenden kredenz zu bekommen; doch auch in der wird wieder nur auf die nächste verwiesen. So hangeln sich seit 1985 die Folgen mit leeren Versprechungen von Cliff zu Cliff. Vielleicht hält gerade das die har-

te Minderheit für Wirklichkeit: dass nichts geschieht. Schon lange vermuten Wissenschaftler, der Fernseher sei der ideale Ruheraum für ein Gut, das der zunehmend gehetzte Mensch dringend für seine Rekreation braucht: Langlebigkeit. Anders liessen sich die Beimers und ihre Mitbewohner auch nicht ertragen. Mit ihnen will man einfach mal den Kopf leer lassen. Kein Wunder, dass es Fans gibt, die gegen die Absetzung der Serie protestieren.

Feingefühl fürs Kommende

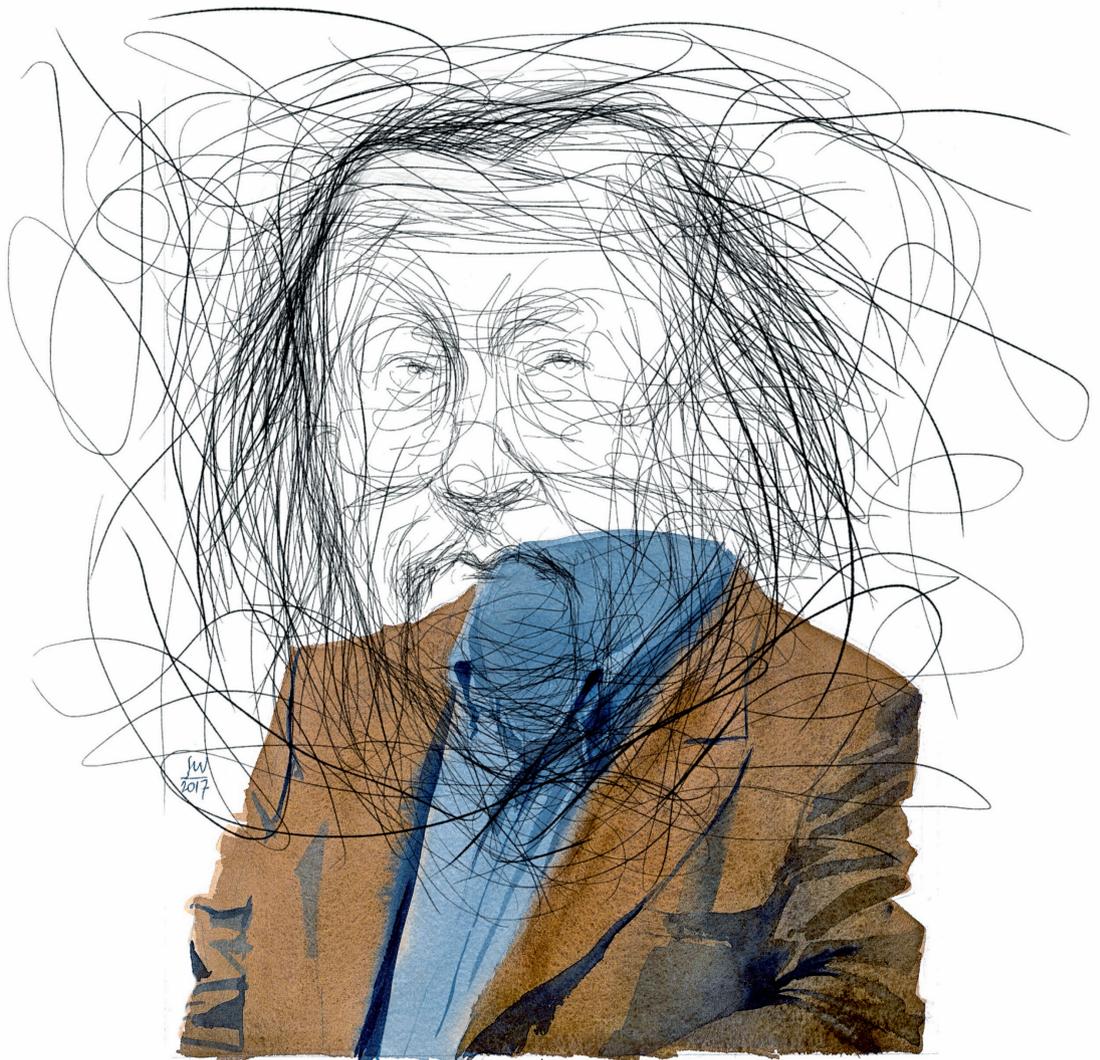
Ist Peter Sloterdijk der Scharlatan, den viele in ihm sehen?
Womöglich. Eines indessen steht fest: Er ist immer interessant.
Von Michael Maar

In der *Frankfurter Allgemeinen* wurde unlängst ein neues Gesellschaftsspiel vorgestellt: das Sloterdijkien. Der Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil hat nach der Lektüre von Peter Sloterdijks Notizen «Neue Zeilen und Tage» eine Kunst wiederbelebt, die vor neunzig Jahren auf einen frühen Gipfel geführt wurde. 1927 erschien die Sammlung «Mit fremden Federn» von Robert Neumann, der durch sie über Nacht berühmt wurde. Robert Neumann hatte eine eigentümliche Spezialbegabung. Er war bekannt für seine Fähigkeit, andere Leute perfekt nachzumachen; kaum fiel die Tür ins Schloss, wurde der die Party verlassende Gast imitiert. Und diese Fähigkeit übertrug Neumann auf die Literatur. In den «Fremden Federn» persiflierte er bekannte Autoren in Stilproben mit der offen erklärten Absicht, sie dadurch der Lächerlichkeit preiszugeben. Mit dem eigenen Romanschreiben hatte Neumann nämlich weniger reüssiert. In dieser Neumann-Nachfolge hat nun Ortheil einige Pastiche-Stücke im Geiste Sloterdijks verfasst. Das liest sich dann so:

«Odilo von Schmackes ahnte bereits in seinen <Zehn Beleuchtungen der Astralsphäre der Philosophie> (1632), dass der morgendliche Sonnenaufgang einmal zum Fluxus perpetuus der Herdenarbeiter des Industriezeitalters werden würde. Wie gern wäre ich ihm in Nürnberg begegnet, um mit ihm an der Seite Galileis über das Lautenwesen des Universums zu sprechen! (Ist schon jemand der Spur nachgegangen, dass Galileo Galilei in der experimentellen Werkstatt seines Vaters die Physik des Lautenspiels ergründete?)» (Erschienen am 7.11.2018)

Gestus des Pokerspielers

Touché! Das hätte Neumann nicht besser gekonnt. Und es trifft tatsächlich eine Seite des Philosophen, Essayisten und unermüdlich produzierenden Autors, der seine überarbeiteten Notizen von 2011 bis 2013 versammelt und damit die Spottlust des Frankfurter Feuilletons ausgelöst hat. Es trifft Sloterdijks Vorliebe für hochmögliche Begriffe. Es trifft die Trüffelsucherei der entlegenen Lektüren, es trifft die Arroganz gegenüber dem Herdenmensch, es trifft den Anspruch, als Erster auf einen bis dahin übersehenen subtilen Zusammenhang hinzuweisen. Ja, das alles stimmt, und das bietet sich der Persiflage an. Aber ist das alles? Ist Sloterdijk der Scharlatan, den viele in ihm sehen – nicht zuletzt die Kollegen, die auf seine schiere Schaffenskraft mit blei-



Gambler, Stilst, Feuerkopf: Schriftsteller Peter Sloterdijk.

chem Neidhass, der sich in Verachtung hüllt, reagieren?

Eines steht fest: Er ist ein Gambler.

Im Jahre 2016 schrieb Sloterdijk in der *Zeit*, die Chance von Donald Trump, die ersten zwei Jahre seiner Amtszeit zu überleben, liege vermutlich «bei kaum mehr als zehn Prozent». Die zwei Jahre sind vorbei. Trump erfreut sich bester Gesundheit. Aber das ist dem Gambler egal: Er wusste schon damals, dass es auch theoretisch keine Möglichkeit gibt, eine solche Wahrscheinlichkeit in eine Prozentzahl zu fassen. Es gibt kein Instrument, das es erlauben würde, zu prüfen, ob 90 Prozent plausibler sind als 70 oder 30 oder 13, 3. Es ist der für Sloterdijk typische Gestus des Pokerspielers, der einen Haufen Jetons auf den Spieltisch wirft. Er riskiert den hohen Einsatz, und dann sieht er weiter. Wenn Trump in weiteren zwei Jahren wiedergewählt

wird, traten eben die 10 Prozent in Kraft. Wenn sich doch noch der Fall Kennedys wiederholen sollte, dann hat man's ja gesagt und vorhergesehen. Und streicht einen Berg Jetons ein.

Ein Gambler also. Was ist er sonst noch? Ein Stilst von hohen Graden, der das Graudeutsch und die abgenutzten Begriffsmünzen meidet, stattdessen immerzu neue prägt. Ein Feuerkopf, der da anfängt zu denken, wo die andern aufhören. Ein Philosoph als Homo ludens, nie sauertöpfisch, von leicht spöttischer Heiterkeit, die nicht immer verbergen kann, dass ihr etwas Verletztes zugrunde liegt (jahrzehntelang von der Zunft gemobbt zu werden, ist bei allen Lehrstuhl-Ehren nicht das leichteste Schicksal, war es schon für Schopenhauer, ohne diese, nicht).

Vor allem aber ist er eines: immer interessant. Wer Bücher mit Bleistift liest und sich Passagen

ankreuzt, kann den einfachen Vergleich machen. Nur noch Jean Pauls Aphorismenbände sind ähnlich dicht mit Bleistiftstrichen, Kreuzchen oder Fragezeichen versehen wie die Notizen Sloterdijks. Das liegt vor allem daran, dass er sich seinerseits für alles interessiert. Nichts Menschliches oder Tierisches ist ihm fremd. Im Vorgängerband «Zeilen und Tage» geht er über eine Pferdemesse und interessiert sich für «Gebrauchte Hindernisse» (möglicher Titel seiner späteren Autobiografie). Es ist wenig wahrscheinlich, dass man bei Habermas Notizen über Pferdewettrennen, über Delfinforschung, über die Depression von ausgedienten Variété-Schimpanzen oder über nekrophiles Sexualverhalten der Adeline-Pinguine fände. Bei Sloterdijk werden sie alle gewürdigt. «Das Elend der alternden Intellektuellen: Sie können nicht anders, als an den angefangenen Strümpfen weiterzustricken.» Sloterdijk fängt pro Seite ein Dutzend neue an – ob er sie immer fertigstrickt, steht auf einem andern Blatt.

Altlinke Sentimentalitäten

Ein gewisser Hang zum Aphorismus, zur zugespitzten Sentenz, ist ihm nicht fremd. «Was zeigt die Chronik der grossen Religionen anderes als eine Serie von Wunderheilern, die vor ihren Patienten starben?» Als Religionskritiker ist Sloterdijk auf dem Höhepunkt seiner kalten Psycho-Analytik – und hier könnte ihn auch ein Ortheil nicht parodieren. «Religiöse Überlieferung. Sie lebt davon, dass die Kühlkette der Illusionen nie unterbrochen wird. Ist das Produkt einmal aufgetaut, zersetzt sich sein Inhalt.» Sonst immer versatil und undogmatisch, ist er bei Fragen des monotheistischen Dogmas unnachgiebig. «Ein Analverkehr zuviel in Sodom, schon fällt Feuer vom Himmel. Wo die polytheistische Party wogt, dort soll eine nasse Welle anrollen, um tierisches und menschliches Dasein vom Angesicht der Erde zu tilgen.»

Die gleiche Unnachgiebigkeit gilt dem neu aufkommenden Nationalismus. «Während ihrer Kriege verwandeln sich Nationen in monothematische Lügengemeinschaften.» Nationalismus habe mit Vaterlandsliebe im Übrigen wenig zu tun, er sei eine Folge von Schwerhörigkeit. «Die manifestiert sich in

«Die Alternative für Deutschland könnte ein Sammelbecken für alle Arten von Dumpfheiten werden.»

der Angst, das undeutliche Gerede der anderen könnte etwas bedeuten. Man ist zu eitel, um «wie bitte?» zu sagen.» Ebenso unnachgiebig ist Sloterdijk gegen alle Verschönerungen des marxistischen Grosseperiments – Mao inbegriffen, der jeden Morgen bis zu zweitausend Todesurteile unterzeichnet habe, 35 Jahre lang, und an die vierzig Millionen Lei-

chen zu verbuchen habe. Auf den Mao-Trip der achtziger Jahre war Sloterdijk nie hereingefallen, davor war er durch Wilhelm Reich und Bhagwan gefeiert. Als sich in Deutschland alles in K-Gruppen zersplitterte, fuhr Sloterdijk in den Ashram nach Indien. Das wirkt bis heute nach. Wie Martin Amis in seinem grossen Buch «Koba the Dread» lässt sich Sloterdijk nicht durch altlinke Sentimentalitäten vom kalten Blick auf das Monstrum Stalin abhalten. Die wenigen russischen Gefangenen, schreibt er, die von den Deutschen nicht zu Tode geschunden worden waren und zurück in die Sowjetunion kamen, wurden dort sofort ermordet, weil das Überleben beim Feind in Stalins Sicht automatisch Kollaboration bedeutete.

Alte Linke und Neue Rechte: Auch auf die hat Sloterdijk einen scharfen Blick. «Die im Februar gegründete europakritische Alternative für Deutschland könnte ein Sammelbecken für alle Arten von Dumpfheiten und Ängsten werden.» Das war verfasst im April 2013. Prophetischer nie! Fünf Jahre später fliessen der AfD in all ihrer Dumpfheit manchen Umfragen zufolge mehr Prozent ins Wählerbecken als der ehrwürdigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Und auch einen der Gründe dafür erkennt Sloterdijk erstaunlich früh. «Die Tea-Party-Bewegung in den USA ist nicht zuletzt ein Produkt der Mobilisierung via Internet. Ab sofort wird die Frage, wer bringt wen in wie kurzer Zeit auf die Beine, zu einem Schlüsselement der Politik.» Wie wahr! Wer die Effekte des «progressiven» Internetgebrauchs von Tunesien bis Ägypten lobt, sollte die analogen Effekte auf den dumpfkonservativen Feldern westlicher Nationen nicht ausser Betracht lassen. «Um von den längerfristigen Wirkungen des Existierens unter der Dunstglocke der Erregungsindustrie nicht zu reden.» Das ist heute fast Allgemeinplatz, der deutsche Bundespräsident könnte es so sagen und hat es ähnlich gesagt, aber damals, vor der Trump-Wahl und dem in den Netzblasen wabernden Hass, war es so klar- wie helllichtig.

Sloterdijk ein Prophet? Durchaus. Natürlich weiss man nicht, wie viel er bei der nachträglichen Korrektur dieser Notizen eingefügt oder gestrichen hat – aus diesen Bearbeitungen macht er gar keinen Hehl, man sieht ihm im Gegenteil im zweiten Band dabei zu, wie er den ersten redigiert. Von der Möglichkeit solcher späteren Retuschen abgesehen, bleiben immer noch genügend Klarheit und Feingefühl fürs Kommende. Sloterdijk erkennt schon früh in der Keimform die später bizarr wuchernden Blüten des politisch Korrekten und der «Professionalisierung des Beleidigtseins». (Die guten Menschen «verwandeln sich in Nagelbretter und lassen nichts mehr auf sich sitzen».) Es genügt ihm ein gemeinsamer Auftritt mit dem

Kandidaten François Hollande, um diesen als das egomane Würstchen zu erkennen, als das der spätere französische Präsident sich bald herausstellen wird. Die kleine, bescheidene Schwester der Prophetie ist die Kunst der Vermeidung. Sie besteht darin, auf etwas nicht hereinzufallen. Wie viele fielen nicht auf die Hollandes, auf Eintagstrends und hysterische Hypes herein! Sloterdijk, den Notizen zufolge, auf so gut wie nichts.

Wenn wir ihn jetzt aber als Gambler, als Stilisten, als Feuerkopf, als kühlen Religionskritiker und konservativen Linken gewürdigt

«Du sitzt in der Falle, wenn du zwischen Untreue oder Wahnsinn zu wählen hast.»

haben, so fehlt in diesen Typisierungen vielleicht etwas Entscheidendes. Es mag das am besten gehütete Geheimnis des Phänomens Sloterdijk sein. Der Mann ist ein Moralist. Ja, er versteckt es gut, aber manchmal dringt die Wahrheit durch die Ritzen seiner Prosa. «Das also wird das Leben in den kommenden Jahren sein, kranke Freunde links und rechts, und kein Gedanke daran, von ihrer Seite zu weichen.» Fast gegen seinen Willen zeichnet der Verfasser dieser Notate sich als bei aller äusseren Kühle zarter, sich gegen das ihn überwältigende Mitleid schützens müssender, altmodisch treuer Freund aus. «Was ist Untreue? Sobald du an etwas anderes denken kannst als das Unglück des nächsten Menschen. Du sitzt in der Falle, wenn du zwischen Untreue oder Wahnsinn zu wählen hast.»

Visum für die Nachwelt

Künstler, und als Künstler müssen wir ihn verstehen, können sich nie selber aussuchen, was von ihnen übrigbleiben wird. Saint-Saëns hätte bei seinem Riesenwerk sicher nicht auf den «Karneval der Tiere» getippt. Sloterdijk würde vermutlich seinem dreibändigen «Sphären»-Projekt das Visum für die Nachwelt ausstellen (er nennt es in den Notizen ein fast perfektes Buch). Allein, er entscheidet nicht darüber. Die Nachwelt entscheidet. Es fehlt nicht viel, und wir würden eine Wette darauf eingehen, dass das, was am Ende vom Gedankenjongleur und Sprachspieler übrig bleiben wird, die Notizen der «Zeilen und Tage» sind.



Peter Sloterdijk: Neue Zeilen und Tage. Notizen 2011-2013. Suhrkamp. 540 S., Fr. 42.90

«El Chapo»

Die Frau, die ihn verriet

Der Prozess um den grössten Drogenhändler aller Zeiten «El Chapo» nimmt Fahrt auf. Der Angeklagte scheint noch verwirrter als vor drei Jahren, als sein Unheil wegen Schauspielerin Kate del Castillo und Oscar-Preisträger Sean Penn seinen Anfang nahm. Von Michael Bahnerth



«Du brauchst keine Angst zu haben»: «La Reina del Sur»-Hauptdarstellerin del Castillo.

Im Prozess um den grössten mexikanischen Drogenhändler aller Zeiten, Joaquín «El Chapo» Guzmán Loera, ist es ein wenig so, dass die Hunde gerade bellen, aber die Karawane ungestört weiterzieht. Im einst durchdringenden Blick des *narcotraficante* schimmert immer mehr die Glut einer Auslöschung, die es nicht eilig hat. Die amerikanische Justiz ist Feuer und Flamme in ihrem *war on drugs*, in dem es um Kokain, 3000-fachen Mord und, wie immer, um Gerechtigkeit geht. Und während all das passiert in Brooklyn, New York, fluten Heroin und Kokain die USA, als ob es keine Dämme gäbe. Es sind gute Zeiten für Süchtige, schlechte für Geschworene, von denen zwei aus Angst inzwischen von ihrem Amt zurückgetreten sind, und es sind die Tage der Drogenbosse.

Während der 61-jährige «El Chapo» auf der Anklagebank sitzt und den Eindruck vermit-

telt, dass er womöglich bald über ein Kuckucksnest fliegen wird, starb vor ein paar Tagen der mexikanische Drogenhändler Héctor Beltrán «El H» Leyva knapp 60-jährig überraschend nicht in einem Kugelhagel, sondern an einem Herzinfarkt. «El H» war in den 1980er Jahren mit seinen Brüdern Teil des Sinaloa-Kartells. Der Tod von «El H» war vermutlich für «El Chapo» die erste gute Nachricht seit langem, weil «El H» vor zehn Jahren mitverantwortlich war für die Erschiessung seines Sohnes Edgar auf einem Supermarkt-Parkplatz in Culiacán im mexikanischen Bundesstaat Sinaloa; 500 Kugeln aus einer AK-47 schossen sie auf den 22-jährigen Edgar Guzmán. Das Ganze war ein Racheakt, weil «El Chapo» damals den Bruder von «El H» an die Behörden verraten haben soll, damit er, «El Chapo», das Kartell mit Ismael «El Mayo» Zambada übernehmen konnte. Der

Platz des *capo* war frei geworden, nachdem Félix «El Padrino» Gallardo, ein ehemaliger Polizist, 1989 verhaftet worden war.

200 Tonnen Kokain in die USA geschleust
Dann ist da noch ein Drogenboss: Jesús «El Rey» Zambada, der einer von sechzehn aussagewilligen Zeugen im Prozess gegen «El Chapo» ist, die ihre Haut retten wollen. «El Rey» ist der Bruder von «El Mayo», der die Rolle als Sinaloa-Kartellchef übernommen hat, als «El Chapo» 2017 an die USA ausgeliefert wurde. «El Chapo» und «El Mayo» sind im Grunde Freunde, das Kartell ist ihr gemeinsames Baby, «El Chapo» war und «El Mayo» ist Staatsfeind Nummer eins der USA, und der Bruder des jetzigen Königs, ehemaliger Angestellter des ehemaligen Königs, «El Rey» also, steht dieser Tage im U.S. District Court in Brooklyn im Zeugenstand.

«El Rey» balanciert ganz geschickt auf diesem Drahtseil. Kühl und kalt wie bestes Kokain bringt «El Rey» ein wenig Klarheit in die nebulösen Synapsen des Sinaloa-Kartells. Damit «El Chapo» das kolumbianische Kokain ungestört nach Mexiko und von dort über ein ausgeklügeltes Tunnelsystem binnen 48 Stunden in die USA liefern konnte, sei, so «El Rey», natürlich üppig bestochen worden. Das ist zwar nicht neu, nur jetzt eben bezeugt. Mexikanische *officials* erhielten monatlich bis zu 300 000 Dollar, Generale hin und wieder 100 000 Dollar. Wie viel die Vertreter von Interpol erhielten, ist «El Rey» leider entfallen. Das Sinaloa-Kartell soll über die Jahre mehr als 200 Tonnen Kokain in die USA geschleust und damit mindestens 14 Milliarden Dollar verdient haben.

Irrtümlich den Kardinal ermordet

Was «El Rey» noch nicht sagte, laut seinem Anwalt demnächst aber sagen wird, ist, dass dem amtierenden mexikanischen Präsidenten Enrique Peña Nieto sechs Millionen Dollar für kooperatives Verhalten bezahlt worden seien, was dieser aber schon jetzt als unwahr abtat. «El Chapos» Anwalt kommentierte die Aussagen «El Reys» dahingehend, dass die Drogenlieferungen, Bestechungen, die Drogenkriege, die Hinrichtungen ja im Bereiche des Möglichen sein könnten. Nur sei sein Mandant ja nie ganz oben in der Nahrungskette des Kartells gestanden, sondern nur ein Mitläufer gewesen, und von daher würde der Falsche hier sitzen.

Und noch ein Drogenboss, noch ein Name: Ramón Arellano Félix, einst Verbündeter der Beltrán-Leyvas-Brüder und «El Chapos» Lieblingsermordeter. Félix wollte seinerseits 1993 «El Chapo» umbringen, weil «El Chapo» einen sehr blutigen Krieg um Marktanteile mit dem Tijuana-Kartell von Félix anzettelte. Am 24. Mai fuhr «El Chapo» in einer weissen Limousine zum Flughafen von Guadalajara. Der Erzbischof der Stadt, Kardinal Posadas, fuhr zur selben Zeit nur ein paar Autolängen früher ebenfalls in einer weissen Limousine zum Flughafen. Die Attentäter verwechselten die Fahrzeuge und erschossen den Kardinal. Das Entsetzen und die Wut im Land waren daraufhin gross, man gab «El Chapo» die Schuld, der flüchtete, und die damalige Regierung sah sich trotz der Stillhaltezahlungen der Drogenbarone und unter dem Druck des Volkes genötigt, den Drogenkartellen ein wenig den Krieg anzusagen. «El Rey» nun sagte aus, was für viele schon längst mehr als eine Vermutung war: dass Félix persönlich für den Mord am Kardinal verantwortlich sei. 2002 wurde Félix seinerseits erschossen, von mexikanischen Polizisten, wie man dachte. Die Polizisten, so «El Rey» während seiner Aussage, seien jedoch vom Sinaloa-Kartell entlohnt worden. «Wenn es irgendetwas gibt», so «El Rey» über «El Chapo», «was ihm Vergnügen bereitet, dann ist es die Tatsache, dass er Ramón Arellano ermordet hat.»

«El Chapo» sass während der Zeugenaussage ruhig auf seiner Bank, schräg von ihm sass seine Frau, ganz in teures Schwarz gekleidet. «El Chapo» wirkt ein wenig durcheinander. Das mag an der Isolationshaft liegen, daran, dass die Wärter in seiner Zelle das Licht nie löschen und «El Chapo» langsam Stimmen zu hören beginnt.

Als besonders grausam empfindet es «El Chapo», dass ihm die Wärter offenbar ununterbrochen Nashorn-Videos zeigen und ihm kein unbeschränkter Zugang zu TV-Kanälen zur Verfügung steht. Das ist umso existenzieller für den Drogenboss, als er als TV-Junkie gilt, und wie für viele Menschen, die in Armut, aber mit Fernseher gross geworden sind, war für «El Chapo» der TV-Apparat eine Tür zur Welt und ein Tor für die Sehnsucht.

2011 gab's in Mexiko eine Telenovela mit dem Titel «La Reina del Sur», die Königin des Südens. «El Chapo» war verrückt danach, vor allem nach der Hauptdarstellerin, Kate del Castillo, die die Drogenbaronin Teresa Mendoza spielte; junges Landei wird zur Königin der Drogen, mit allem Drum und Dran: Gewalt, Verderben, Reichtum, Sex, Macht, eine seltsame Vorstellung von Moral, Skrupellosigkeit. Mendoza, das war die Geschichte seines Aufstieges, und Mendoza wurde zur einzigen Frau, die ihn verstehen konnte. Im Grunde blieb «El Chapo» immer, was er war: ein einfacher Mann aus den Bergen mit noch einfacheren Sehnsüchten. Als man «El Chapo» 2014



Landei wird Königin: Hollywood-Star Penn, Drogenboss Guzmán, Schauspielerin del Castillo.

schnappte, in ein Hochsicherheitsgefängnis steckte, er kurz darauf flüchtete, fand man in seiner Zelle sämtliche Episoden der Serie auf Video. Immer wieder soll er sie sich angeschaut haben.

Ohne die Königin des Südens, ohne Kate del Castillo, wäre «El Chapo» nie gefasst worden. Eines Abends, als Kate fertig war mit der Welt und traurig, schrieb sie einen Tweet. Dass sie an

immer weniger glaube, nicht mehr an die Liebe, und dass sie «El Chapo» mehr glaube als der mexikanischen Regierung, diesem «El Chapo», der einen Zauber habe: «Wäre es nicht cool», tweetete sie, «wenn Sie künftig das Gute schmuggeln würden? Medikamente gegen Krankheiten, Nahrung für Strassenkinder? Schmuggeln Sie korrupte Politiker, nicht Frauen und Kinder, die als Sklaven enden. Verbrennen Sie die Bordelle, in denen eine Frau nicht mehr wert ist als eine Schachtel Zigaretten. Lassen Sie uns mit der Liebe Geschäfte machen, Sie wissen, wie das geht.» Als «El Chapo» das mitbekam, dachte er, er hätte sie gefunden, die einzige Seele, die auf dieser Welt für einen da sein soll und die die meisten nie finden. Was folgte, ist eine grosse, platonische Liebesgeschichte, die damit endete, dass «El Chapo» endgültig in Gefangenschaft geriet und Kate del Castillo einen andern vögelte: Sean Penn, Schauspieler, Oscar-Preisträger, Ex-Mann von Madonna.

Über seine Anwälte nahm «El Chapo» Kontakt zu Kate auf, nannte sie Freundin und sagte, dass er sie stets mehr als seinen Augapfel beschützen würde. Später bekam sie ein Blackberry, damit sie direkt mit dem flüchtigen und intensiv gejagten «El Chapo» flirten konnte. Die in Hollywood mässig erfolgreiche Schauspielerin schlug «El Chapo» vor, sein Leben zu verfilmen, dieses Leben, das mit einer Handvoll Pesos begann, die zu Milliarden von Dollars wurden, das brutal gewesen sei, aber auch zärtlich und so weiter. «El Chapo» mit all der Eitelkeit eines kleinen Mannes, der gross sein möchte, der sich im Grunde falsch verstanden fühlt von allen ausser seiner Mutter und Kate, überschrieb ihr die Rechte. Del Castillo suchte Produzenten, fand zwei, es sprach sich rum, Sean Penn hörte es.

Bange Stunden im Schlafzimmer

Anfang Oktober 2015 machten sie sich auf den Weg zu «El Chapo», der einem Treffen zugestimmt hatte. Sie starteten in Los Angeles und fanden sich einen Tag später im Nirgendwo der Sinaloa-Berge. Guzmán's Sohn Ivan eskortierte sie. «El Chapo» war begeistert von Kate, etwas weniger von Sean. Es gab Tacos, ein wenig Tequila und das Ego von Penn, der Kate drängte, «El Chapo» zu fragen, ob er ihm ein Interview für das *Rolling Stone*-Magazin geben würde. Ein Interview war nie Thema gewesen, «El Chapo» fragte seinen Sohn, ob er das kenne, dieses *Rolling*-Dingsbums. Der nickte, und «El Chapo» willigte ein. Kate fühlte sich hintergangen, weil von einem Interview nie die Rede gewesen war. «El Chapo» brachte sie in ihr Schlafzimmer, ihr war bange. «Du brauchst keine Angst zu haben», soll «El Chapo» gesagt haben. «Ich schlafe weit weg von meinen Gästen. Zu ihrem und zu meinem Schutz.»

Lesen Sie nächste Woche: Wie Kate del Castillo und Sean Penn sich näherkommen, «El Chapo» den Preis des Interviews bezahlt und Sean Penn die Wahrheit verdreht.

Jetzt hab ich eine Zeitung / Aber kein Bier», heisst es mal mit spöttischem Elan in einem Song. Schauspieler Teo Yoo als Zoi ist ein Kuriosum: In Köln geboren, hat er in den USA studiert. Er lebt heute in Südkorea und kann kein Wort Russisch – und genau das kommt seiner Rolle als cooler Aussenseiter zugute. «Leto» erinnert zuweilen an den parzivaalesken Charme der Filme des Prager Frühlings, an Filme wie «Scharf beobachtete Züge» oder «Die Liebe einer Blondine». Ein Publikumsrenner wird das nicht, aber Rockfans sollten ihn nicht ignorieren. ★★★★★

Weitere Premieren

Juliet, Naked — Annie (Rose Byrne) und Duncan (Chris O’Dowd) sind seit fünfzehn Jahren ein Paar, auch wenn Annie unter Duncans Obsession, den verschollenen Rockmusiker Tucker Crowe (Ethan Hawke) ausfindig machen zu müssen, leidet. Als er Demobänder von Tucker erhält und die für genial hält, rastet Annie fast aus. Sie hält sie für schlecht und schreibt darüber – da erhält sie Post von Tucker aus New Jersey persönlich, und es entwickelt sich eine herrliche E-Mail-Affäre. Jesse Peretz («Our Idiot Brother») hat aus einem eher schlichten Buch von Nick Hornby einen hinreissenden Film gemacht. ★★★★★



E-Mail-Affäre: «Juliet, Naked».

The Girl in the Spider’s Web — Die legendäre punkige Hackerin Lisbeth Salander aus Stieg Larssons «Millennium»-Thriller ist wieder aktiv und bekommt Besuch aus schrecklich familiärer Vergangenheit. Nach Larssons überraschendem Tod 2004 übernahm David Lagercrantz die Fortschreibung. Nach Noomi Rapace ist nun Claire Foy in die Rolle der genialen Hackerin geschlüpft. Wieder geht’s um Verschwörung, und wieder wird sie von zwei Seiten gejagt. Der Reisser von Fede Alvarez («Evil Dead») ist spannend, die Story aber überdreht. ★★★★★

Glaubenberg — In Ovids «Metamorphosen» gibt es die märchenhafte Lovestory von Byblis, die ihren Zwillingsbruder Kaunos vergeblich liebt, worauf Byblis’ endloser Tränenfluss zu einer Quelle wird. Thomas Imbach, schon immer waghalsiger Grenzgänger («Mary Queen of



Groupie: Lena (Zsafia Körös) in «Glaubenberg».

Scots»), erzählt nach der Vorlage eine unerfüllte Liebe zwischen Lena (Zsafia Körös) und ihrem Bruder Noah (Francis Benjamin Meier). Mit seinem Kirschmund und den Korkenzieherlocken ist der Barockengel-Bruder auch wirklich ein Schnuckelchen. Leider ist die Rolle der Lena völlig fehlbesetzt. Wie ein ausgerastetes Groupie rammelt sie hinter ihm her. Da wird aus «Glaubenberg» kein Zauberberg. ★★★★★

Liquid Truth — Ein attraktiver und im Umgang mit den Schülern unkomplizierter Schwimmlehrer wird beschuldigt, einen Knaben geküsst zu haben. Die Mutter dreht durch und organisiert übers Netz eine Hatz gegen den Lehrer, der seine Unschuld beteuert. Der brasilianische Film von Carolina Jabor ist ähnlich gelagert wie Thomas Vinterbergs «The Hunt». In Brasilien mehrfach ausgezeichnet. ★★★★★

Was uns nicht umbringt — Das episodische Grosstadtporträt anhand von Beziehungs- und anderen Problemen und dem Willen, sie zu überwinden, ist sehr melancholisch und dadurch sehr deutsch. Aber es gibt bei Sandra Nettelbeck («Bella Martha») auch humorige Momente. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Female Pleasure Regie: Barbara Miller	★★★★★
2	25 km/h Regie: Markus Goller	★★★★★
3	Wolkenbruchs... Regie: Michael Steiner	★★★★★
4	Woman At War Regie: Benedikt Erlingsson	★★★★★
5	Bohemian Rhapsody Regie: Bryan Singer	★★★★★
6	The Guilty Regie: Gustav Möller	★★★★★
7	Der Läufer Regie: Hannes Baumgartner	★★★★★
8	A Star Is Born Regie: Bradley Cooper	★★★★★
9	Everybody Knows Regie: Asghar Farhadi	★★★★☆
10	First Man Regie: Damien Chazelle	★★★★☆

Jazz

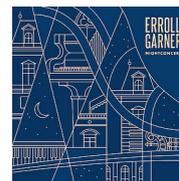
Der brillante Naive

Von Peter Rüedi

Erroll Garner (1921–1977) war einmal einer der populärsten Pianisten des Jazz. Er verstand sich als Entertainer, eine seiner Hauptqualitäten war Humor. Wie brillant die Arabesken, Arpeggios und gestochenscharf ziselierten, gegen die wie eine Rhythmusgitarre vor sich hin swingende Linke (mit Verzögerung!) gesetzten Melodielinien seiner rechten Hand sein mochten, er zauberte ganzen Auditorien ein Lächeln ins Gesicht und brachte sie zum Schweben. Garner hörte man mit dem Bauch und dem Herzen. Sein Swing, seine kantigen, überfallartigen Einwüfe waren eine Kunst, welche die Schwerkraft aufhob.

Wie oft im Jazz (Fats Waller, Ahmad Jamal) waren die Vorzüge dieses brillanten Naiven auch sein Handicap. Verkniffenen Hardlinern gilt er bis heute als Amüsieronkel. Ihnen sei geraten, zur Kenntnis zu nehmen, was Vijay Iyer, ein Künstler vom anderen, avantgardistischen Ende des Pianos, unlängst in einem *Down Beat*-Blindfold-Test über eine ihm unbekannt Aufnahme von Garner sagte: «Neuneinhalb Sterne! [Die Maximalnote bei diesem Spiel sind deren fünf.] Nach Oscar Peterson dachte ich zuerst an Erroll Garner und Earl Hines. Nun sage ich also Erroll, weil das so ungeschliffen ist, so emotional und der Groove so tief [...]. Ich liebe die Art, wie er sich hinter den Beat zurückfallen lässt und dann diese starken Stösse setzt, die dich aus dem Stuhl reissen. Das ist heftig und rau wie Cecil oder Monk [...]. Auch wenn Erroll einen süssen Song spielte wie «Misty», ist da ein Blues-Sensorium spürbar. Das lehren sie dich nicht im Konservatorium oder auf einer Jazzschule. In Errolls Musik hörst du ein ganzes Leben.»

«Neuneinhalb Sterne» auch für eine CD, die in Garners Archiv gefundene Musik von einem Mitternachtskonzert im Concertgebouw Amsterdam von 1964 enthält: sechzehn Standards, denen Erroll wie meist haarsträubend komplexe, ausschweifende Intros voransetzt. Acht davon sind redigiert (will sagen: verstümmelt) in Europa seinerzeit auf Philips erschienen. Jetzt ist erstmals das ganze Rezital hörbar, das dem berühmten «Concert by the Sea» in nichts nachsteht.



Erroll Garner: **Nightconcert**. The Concertgebouw, Amsterdam, 7. November 1964. Octave Music/Mac Avenue MAC 1142

Chinas letzter Eunuch

Mit neun traf Sun Yaoting eine folgenschwere Entscheidung: Er liess sich kastrieren, um in den kaiserlichen Haushalt in der Verbotenen Stadt eintreten zu dürfen. Dann erfuhr er, dass der Kaiser abgedankt hatte. Von Giles Milton

Er war erst neun, als er die Entscheidung traf, die sein Leben von Grund auf verändern sollte: Sun Yaoting hatte mit einem älteren Eunuchen geplaudert, der im Dienste des chinesischen Kaisers reich geworden war. Bald danach, im Herbst 1911, beschloss Sun, denselben Weg einzuschlagen. Er bat seinen Vater, ihn zu kastrieren, damit er Kaiser Puyi dienen könne, der als «letzter Kaiser» in die Geschichte eingehen sollte.

Es war eine folgenschwere Entscheidung: Anders als bei Eunuchen des Osmanischen Reichs wurden bei chinesischen Eunuchen die Genitalien bis auf den letzten Rest entfernt. Diese Operation war nicht nur entsetzlich schmerzhaft, sondern hatte lebenslange sexuelle Frustration, Impotenz und Inkontinenz zur Folge.

Sun liess sich nicht abschrecken. Am vorgesehenen Tag zog er sich aus und legte sich hin, während sein Vater ihn an den Händen und Füßen fesselte. Dann nahm der Vater mit einem einzigen Hieb eines Rasiermessers die Operation vor. So wurde Sun binnen Sekunden und unter einem Schwall von Blut zum Eunuchen.

Um das Blut zu stillen, wurde er mit ölgetränkten Binden bandagiert, doch die Schmerzen waren dermassen entsetzlich, dass der Junge drei Tage lang im Koma lag. Acht Wochen lang war er praktisch gelähmt, und noch Monate danach vermochte er vor Schmerzen nicht zu gehen. Doch mit der Zeit erholte er sich und freute sich darauf, in den kaiserlichen Haushalt in der Verbotenen Stadt einzutreten.

Kaiser Puyi hatte über tausend Eunuchen, von denen viele äusserst einflussreiche Stellungen innehatten. Selten verliess der Kaiser die innersten Gemächer seines Palastes, weshalb die Eunuchen eine entscheidende Funktion hatten als Vermittler zwischen der bürokratischen Aussenwelt und der kaiserlichen Innenwelt.

Puyi schrieb später über diese «Sklaven», die sich Tag und Nacht um ihn kümmerten: «Sie bedienten mich, wenn ich ass, mich ankleidete und wenn ich schlief. Sie begleiteten mich bei meinen Spaziergängen und in meinen Unterricht; sie erzählten mir Geschichten, belohnten mich und prügelten mich, aber nie wichen sie von meiner Seite. Sie waren meine Sklaven und zugleich meine ersten Lehrer.»



Relikte feudaler Vergangenheit: Diener Sun.

Das war die Rolle, die Sun gern gehabt hätte. Er wollte beim Kaiser Gehör finden, um Macht und Einfluss zu bekommen.

Doch dann kam die Nachricht, die ihn zutiefst schockierte: Der Kaiser hatte abgedankt,

der kaiserliche Hof wurde aufgelöst, und Suns Kastration war vergeblich erfolgt.

Die Dynastie starb dann aber nicht sogleich, und Sun blieb nicht ganz ohne Hoffnung. Er fand zunächst bei einem Onkel des Kaisers

eine Anstellung, später arbeitete er für Puyis Frau.

In den folgenden Jahrzehnten diente er der ehemaligen kaiserlichen Familie hingebungsvoll. Er begleitete sie in die Mandchurei, wo Puyi 1932 als Marionettenkaiser des japanischen Kolonialstaats Mandschukuo auf den Thron gehoben wurde.

Er wurde auch Zeuge der innersten Geheimnisse des kaiserlichen Haushalts, wie zum Beispiel der Weigerung des Kaisers, in

Jetzt wurden sie verachtet als veraltete Relikte aus Chinas feudaler Vergangenheit.

der Hochzeitsnacht mit seiner Frau zu schlafen, und von dessen Obsession für einen anderen Eunuchen, «der wie ein hübsches Mädchen aussah mit seiner hochgewachsenen, schlanken Figur, seinem schönen Gesicht und seiner samtweichen Haut».

Sun hatte mehr Glück als die meisten kaiserlichen Eunuchen, die vom Hof im Stich gelassen wurden und mittellos waren. Manche wurden ausgestossen. Viele begingen Selbstmord. Andere suchten Zuflucht in Pekings Tempeln.

Mit Suns Leben ging es 1949 abwärts, als die Kommunisten an die Macht kamen. Vorbei waren die Tage, da man Eunuchen mit Angst und Ehrfurcht begegnet war. Jetzt wurden sie verachtet als veraltete Relikte aus Chinas feudaler Vergangenheit.

Während der Kulturrevolution verlor Sun seinen kostbarsten Besitz: seine abgeschnittenen und eingelegten Genitalien. Eunuchen behielten sie in einem Gefäss, um mit ihnen begraben zu werden. Man glaubte, dank dieses Vorgehens könnten sie als unversehrte Männer wiedergeboren werden. Suns Genitalien aber wurden wie gewöhnlicher Abfall weggeschmissen, weshalb er in Tränen ausbrach.

Sun sollte noch drei Jahrzehnte weiterleben und 1996 mit 94 Jahren sterben. Vom Verlust seines eingelegten Schatzes erholte er sich nie: «Wenn ich sterbe», sagte er, «werde ich als Katze oder Hund wiederkehren.»

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

Nächste Folge: Sklavin im Harem



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Wenn jemand im Zug die Schuhe auf das Polster setzt, einen Kaugummi auf den Boden spuckt oder wenn ein Fahrradfahrer rücksichtslos auf dem Trottoir fährt, so stört mich das. Allerdings weiss ich nie, wie ich mich in solchen Situationen verhalten soll. Soll ich die entsprechende Person auf ihr ungebührliches Verhalten ansprechen oder die Sache besser ignorieren? Viola M., Solothurn

Es geht mir wie Ihnen. Ich weiss nie recht, wie ich mich in solchen Situationen verhalten soll. Wahrscheinlich ist ein genereller Ratschlag nicht zielführend. Es gibt Situationen, wo man es jemandem freundlich sagen kann. Zum Beispiel: «Sie, würden Sie bitte Ihre Schuhe vom Polster nehmen.» Wenn der oder die Betreffende aktiven Widerstand leistet, würde ich es dabei bewenden lassen und nicht noch einen grossen Streit im Zug deswegen veranstalten, denn es ist ja nicht meine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die Leute die Schuhe nicht auf das Polster setzen. Das wäre viel mehr Aufgabe der SBB.

Wichtig scheint mir, bereits in der Kindererziehung dafür zu sorgen und den Kindern mit vernünftigen Argumenten zu zeigen, dass man die Schuhe nicht auf die Bank und den Kaugummi nicht auf den Boden spuckt. Das kann man den Leuten beibringen, und sie sehen es in der Regel auch ein. Guterzogene Kinder tun das Erlernte auch noch als Erwachsene.

Wenn Sie aber finden, Sie müssten unbedingt intervenieren, dann machen Sie das. Sie müssen dann aber auch die Nachteile, die dies haben kann, auf sich nehmen. Denn die meisten Menschen haben «Zurechtweiser» nicht so gerne.

Dasselbe gilt auch für den rücksichtslosen Radfahrer auf dem Trottoir. Wobei ich dort etwas strenger bin. Wenn irgendwie möglich, sage ich dem Radfahrer, dass es besser wäre, hier rücksichtsvoller zu sein. Es habe hier viele Fussgänger, und das sei gefährlich. Das wird in der Regel eher akzeptiert. Es gibt aber auch hier Unverbesserliche.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Applaus beim Abgang

Personalwechsel können Anlass für heftige Kursbewegungen sein. Dies zeigt sich beim Basler Logistikunternehmen Panalpina. Das Vertrauen der Investoren in den Verwaltungsratspräsidenten, Peter Ulber, war offenbar angekratzt, jedenfalls löste sein Rücktritt Anfang Woche einen Kurssprung von über fünf Prozent aus. Dem Drama vorausgegangen war ein offener Schlagabtausch zwischen Ulber und den beiden Investoren Cevian und Artisan, die Panalpina, im Vergleich etwa mit Kühne+Nagel oder der dänischen DSV, mangelnde Effizienz und Beweglichkeit vorwerfen. Cevian und Artisan kommen zusammen auf 20 Prozent der Aktien, können wegen deren Vinkulierung aber nur je fünf Prozent an Stimmrechten ausüben. Die Herrschaft über Panalpina hat die

Aktienkurs von Panalpina Welttransport

Vom 13. bis 20. November 2018, in Franken



QUELLE: SIX

Ernst-Göhner-Stiftung, die rund 46 Prozent an Kapital und Stimmen hält. Bei seinem Tod 1971 hatte der Zuger Unternehmer Ernst Göhner Panalpina quasi als Tafelsilber in die Stiftung eingebracht. *Florian Schwab*

Hotelzarin von der Bahnhofstrasse

Flüchtlingskind, Cabaret-Tänzerin, Unternehmerin, Grande Dame der Zürcher Gesellschaft: Das Leben von Ljuba Manz, der Hausherrin des Zürcher «St. Gotthard»-Hotels und anderer Häuser, war in jeder Hinsicht aussergewöhnlich. *Von René Lüchinger und Birgitta Willmann*

Was aber macht die perfekte Ehefrau des Hoteliers aus? «Wie in kaum einer anderen Branche kommt im Hotelfach der Frau des Hauses eine ungewöhnlich grosse Bedeutung zu. Mit ihrem Gatten zusammen leitet sie den Betrieb, von ihrem guten Geschmack hängen die Schönheit und die Wohnlichkeit der Gasträume ab, von ihrer Aufmerksamkeit und Autorität die Sauberkeit und die guten Sitten im Hause.» Worte, die Caspar Manz' Vater Ernst in einer Festschrift zum Fünfzig-Jahresjubiläum des «St. Gotthard» festgehalten hatte. In diese Welt tritt Ljuba Manz also ein. Für den Schweizer Hotelunternehmer Caspar Manz mag es nicht ungewöhnlich gewesen sein, dass er seine selbstbewusste und geschäftstüchtige Ljuba sofort aktiv in seine Geschäfte involviert hat. Gewöhnungsbedürftig ist das aber für seine Bekannten und Freunde aus den urzürcherischen Familien, der noblen Kämbel-Zunft, der Gilde der Bombenwerfer, dem Zürcher Reitklub. Dort wird über diese Liaison getratscht und getuschelt. Ihr distinguiertes Caspi hat sich verliebt! Auch noch geheiratet! Eine sehr viel jüngere Frau! Eine Russin! Manch einer behauptet gar, diese Frau schon im Zürcher Nachtclub «Terrasse» gesichtet zu haben. Andere verkünden im Brustton der Überzeugung, diese Liebe werde schnell verglücken. Man kann Nachsicht haben mit diesen verbalen Heckenschützen.

Kritik der Zunftbrüder

In der Schweiz haben die Frauen erst vor wenigen Jahren das aktive und das passive Wahlrecht erstritten – mit grosszügiger Verspätung gegenüber praktisch sämtlichen europäischen Ländern. Und in der noch weitgehend patriarchalischen Schweizer Wirtschaft sind Frauen in Führungspositionen Mitte der 1970er Jahre noch rare Exotinnen. Insofern sind Caspar und Ljuba, jeder für sich, Exponenten einer sich erst anbahnenden Zeit einer grösseren Gleichberechtigung der Geschlechter. Er, weil er sich von der Kritik seiner Zunftbrüder oder Reitkollegen nicht beirren lässt und Ljuba, für alle sichtbar, einen prominenten Platz in seinem Hotel einräumt. Sie, weil sie keine Anstalten macht, sich in eine unscheinbare Ehefrau an der Seite ihres prominenten Mannes zu verwandeln: voller Lebenslust, gepaart mit der Überzeugung, dass eine Frau attraktiv, feminin und gleichzeitig eine herausragende Geschäftsfrau sein kann. Ljuba steht auch selbstbewusst zu ihrer nicht immer gradlinigen



Grosses Spiel des Lebens: Hotelierin Manz, 2016.

Vergangenheit, macht kein Hehl daraus, dass ihr Lebensweg kurvenreich verlaufen ist. Sie sei Russin, lässt sie in der Presse verlauten, und als solche sehe sie die Männer nicht als zu bekämpfende Kontrahenten, sondern als Partner im grossen Spiel des Lebens und der Liebe.

Solche Aussagen provozieren in diesen Zeiten nach allen Seiten, und Ljuba bietet eine perfekte Projektionsfläche für allerlei Ressentiments: Feministinnen sehen in ihr und ihrer Lebensfreude einen Verrat an der Sache der

Frau – der Kampf um Gleichberechtigung und Emanzipation hat in deren Augen mit kompromissloser Ernsthaftigkeit zu erfolgen. Und für Männer in den Teppichetagen der Firmen ist Ljubas Kombination von Weiblichkeit und Kompetenz ein steter Quell der Irritation. Rasch nimmt Ljuba im Unternehmen eine zentrale Rolle im Verwaltungsrat ein, sie kümmert sich aber auch um die Alltagsbelange der Hotels, etwa um neue Inneneinrichtungen oder den Blumenschmuck. Wenn die Männer-

runde von CEM Management zur Sitzung zusammentritt, ist Ljuba als einzige Frau meist mit von der Partie.

Hohe Kunst der Tischordnung

Anfänglich lassen die Herren sie gönnerhaft das Protokoll verfassen und vergüten diese Arbeit mit grosszügigen 200 Franken. Ljuba macht dieses Spiel mit. Mit Absichten. Nirgends lernt sie mehr über den Zustand der Manz-Firmen wie als Protokollführerin an diesem Tisch. Und abends am heimischen Schreibtisch wälzt sie weiter Akten der Manz-Firmen. Was sie sieht, macht sie stutzig. Die CEM-Gruppe macht schöne Umsätze. Aber der Gewinn ist nur ein schmales Rinnsal. Mehr noch: Immer wieder stopft das familien-eigene Zürcher «St. Gotthard» Finanzlöcher in den Pachtbetrieben draussen im Lande – von dort beziehen die angestellten Manager bei ansprechenden Geschäftsergebnissen Ende Jahr auch einen Bonus. Bei Licht besehen, bedeutet dies: Die Pachtbetriebe leben von der Substanz des Familienerbes von Caspar Manz.

Es folgen intensive Diskussionen zwischen Ljuba und ihrem Ehemann. Er müsse sein Privatvermögen von der Firma trennen, beschwört sie ihn. Er müsse die Einzelfirma des «St. Gotthard» in eine Aktiengesellschaft überführen. Und sie bestärkt ihn darin, für eine Neustrukturierung seiner Firmen und Hotels professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen. Noch im selben Jahr gründet Caspar Manz einen Beirat, der den Patron bei dieser Aufgabe unterstützen soll. Einsitz nehmen unter anderem der Bankier und Freund von Caspar Manz, Hans Syz, das Ehepaar Manz sowie der St. Galler Betriebswirt Rudolf Villiger. In dieser intensiven Zeit der persönlichen und geschäftlichen Neuausrichtung finden Caspar und Ljuba auch noch Zeit für eine wohlverdiente Reise.

Zurück im Alltag in Zürich, steht Ljuba vor einer besonderen Herausforderung. Sie muss und will lernen, sich auf dem gesellschaftlichen Parkett ähnlich souverän zu bewegen wie ihr Ehemann. Dann schickt ihr das Schicksal einen Menschen, von dem sie einfach alles aufsaugen kann, was perfekte Gastfreundschaft für eine gehobene Kundschaft ausmacht.

Es geschieht kurz nach der Hochzeit am Strand auf Ischia. Dort lernt Ljuba zwei Damen aus dem deutschen Adel kennen: Teresa Prinzessin zu Fürstenberg und Marianne Fürstin zu Sayn-Wittgenstein-Sayn. Letztere, die Freunde nur «Manni» rufen, wird für Ljuba eine Freundin fürs Leben. Und die hat Freude an der jungen Frau, die alles, aber auch alles über die gepflegte Lebensart begeistert in sich aufsaugt. «Ljubale», pflegt Marianne zu sagen, alles, was sie nicht wisse, aber wissen wolle, könne sie fragen. Und Ljuba fragt. Und lernt. Manni weist sie in die hohe Kunst der



Zentrale Rolle: Ljuba Manz, Gatte Caspar, Söhne Alexander (l.) und Michael, 2008.

richtigen Tischordnung ein. Erzählt alles über Weingläser. Wie Gästelisten zu erstellen sind. Für welche Anlässe welche Dresscodes gelten. Für Ljuba ist das eine Schule fürs Leben als Hotelière. All das gerät keineswegs zum lediglich theoretischen Nachhilfeunterricht in allen Fragen des *Savoir-vivre*. In Fuschl bei Salzburg besitzt Marianne Fürstin zu Sayn-Wittgenstein-Sayn ein Jagdhaus, in dem sie während der Salzburger Festspiele an fünf Sonntagen Tischrunden gibt, zu denen sie handverlesene Gäste einlädt. Immer dabei: Ljuba. Anfänglich ist alles noch familiär und überblickbar. Da stehen dann etwa Gunter und Mirja Sachs zusammen mit Ljuba am Herd, nach dem Essen wird gemeinsam abgewaschen. Am Abend, wenn alle Gäste gegangen sind, sitzen Ljuba und Gunter noch beisammen und philosophieren über ein Hobby, das beide pflegen: die Astrologie.

Dieser Umgang färbt natürlich auch auf das «St. Gotthard» ab. Im grossen Foyer oder in der «Hummerbar» trifft sich Prominenz aus der ganzen Welt: französischer und deutscher Adel, Politiker wie etwa Henry Kissinger, Willy Brandt oder der österreichische Bundeskanzler Bruno Kreisky. Aber auch der Schah von Persien, der Verleger von Droemer Knauer oder Unternehmer wie Klaus J. Jacobs, Künstler wie Hildegard Knef, Plácido Domingo und Isaac Stern. Einmal in der Woche speist Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler in der «Hummerbar» und studiert dort bisweilen auch Akten. Viele Jahre ist der Schah von Persien, Mohammad Reza Pahlavi, regelmässiger Gast der «Hummerbar», zeitweise auch in Begleitung seiner zweiten Frau Soraya.

Ljuba wächst dieses Biotop von Gästen und Gastfreundschaft ans Herz. «Das «St. Gotthard»», pflegt sie zu sagen, «ist mein Schatzkästchen, und die Gäste sind die Perlen darin.» Und sie macht aus diesem Schatzkästchen einen Ort, an dem Konzerte und glanzvolle Dinners gegeben und mondäne Modeschauen gezeigt werden. 1978 führt unter anderem der

italienische Designer und Marchese Emilio Pucci seine Mode im «St. Gotthard» der Zürcher Society vor. Es steigen aber auch rauschende Partys. Zum Stadtgespräch in Zürich jedoch wird der russische Silvester, der nach altem gregorianischem Kalender jedes Jahr am 13. Januar gefeiert wird. Amüsiert, staunend bis bewundernd kommentiert die Presse, was sich an diesem Tag dort tut: «Eine Frau Hotel-direktorin, die in ihrem eigenen Fünfster-nhotel für die hochkarätigen Gäste einen feurigen Csardas aufs Parkett legt, sieht man nicht überall und nicht alle Tage», kommentiert etwa der *Blick für die Frau*.

Russische Weihnacht in Zürich

Tatsächlich entsteht auch der russische Silvester im «St. Gotthard» dank einer Freundschaft Ljubas mit einem Hotelgast. Die russische Schauspielerin Vera Kálmán, Witwe des Komponisten Emmerich Kálmán, ist eine lebenslustige Dame, und eines Tages fragt sie ihre Gastgeberin: «Warum feiern wir hier eigentlich keinen russischen Silvester?» Ljuba ist von der Idee begeistert und engagiert umgehend eine Musiktruppe von Zigeunern. Es wird ein ausgelassenes Fest im privaten Rahmen – der erste russische Silvester in Zürich. Auf die Premiere folgt eine Wiederholung, und schliesslich wird dieser Event zur öffentlichen Veranstaltung, über die sich eine ganze Stadt auslässt – Russen aus ganz Europa reisen nach Zürich, und auch der russische Botschafter kommt von der Aare an die Limmat.



Bei diesem Text handelt es sich um einen Vorabdruck aus dem Buch «Ljuba Manz: Russische Seele – Wiener Herz. Das bewegte Leben der Schweizer Hotelkönigin.» von René Lüchinger und Birgitta Willmann Stämpfli, Bern. 280 S., Fr. 39.90

SANFTE GEBURT

mit Hypnose



 **AURA**
BALANCING www.aurabalancing.ch



Thiel

Menschenrichter

Von Andreas Thiel

Menschenrechtsrichter: Angeklagter, Sie haben den Propheten Mohammed als Pädophilen bezeichnet. Was haben Sie hier vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?

Mensch: Wieso? Was gedenkt denn der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte zur Verteidigung Mohammeds vorzubringen?

Menschenrechtsrichter: Wir verteidigen nicht, wir verurteilen.

Mensch: Sie verurteilen Menschen, die Pädophilie ablehnen. Müsstent Sie nicht eher die Pädophile selbst verurteilen?

Menschenrechtsrichter: Den Propheten Mohammed als «pädophil» zu bezeichnen, betrachtet dieses Gericht als rassistisch.

Mensch: Dann habe ich gleich zwei Fragen an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte: Erstens, wie würden Sie ältere Männer nennen, die sechsjährige Mädchen heiraten und die Ehe vollziehen, sobald die Mädchen neun Jahre alt sind, wenn nicht «pädophil»? Und, zweitens, wie würden Sie den Anhänger einer Rassenideologie nennen, wenn ein Rassist jemand ist, der Sex mit einer Neunjährigen als «Pädophilie» bezeichnet?

Menschenrechtsrichter: Wir beantworten hier keine Fragen, wir stellen sie.

Mensch: Wenn Sie so gerne Fragen stellen: Haben Sie sich schon mal gefragt, was das für eine Wirkung auf Kinder hat, wenn man ihnen einen Mann als Propheten verkauft, der die Hälfte seiner Zeit Kriege geführt, Frauen und Kinder versklavt und deren Ehemänner und Väter enthauptet hat?

Menschenrechtsrichter: Ich verbiete Ihnen, so über Mohammed zu reden!

Mensch: Sind Sie sicher, dass Sie der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte sind und nicht irgendein Gremium von Holocaustleugnern oder anderen Realitätsverweigerern?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Kraft auf der Bühne

Verleihung des Jonathan-Swift-Preises im Literaturhaus Zürich voller Überraschungen und Esprit. Von Hildegard Schwaninger

Der Jonathan-Swift-Preis wird seit 2015 jedes Jahr in Zürich vergeben, eine Preisverleihung mit einer bescheidenen Matinee im Literaturhaus und anschliessendem Apéro riche – eine Veranstaltung ohne Glanz und Gloria und ohne viel Aufhebens, dabei ist diese Schriftstellerehrung ein kleines Literaturereignis, ein Event voller Überraschungen und Esprit. Dank Jurypräsident Charles Lewinsky, der immer spannende Preisträger findet und mit viel Liebe und Sinn für Dramaturgie alles organisiert.

Dabei war der Erfinder und Financier (durch seine Stiftung) dieses Understatement-Events alles andere als ein Mann, der durch Bescheidenheit auffiel. Werner Dessauer (1927–2016) war ein flamboyanter Lebemann, ein leidenschaftlicher Sammler und Pferdenarr – Mitglied des Reitclubs Zürich –, der einen Sinn fürs Theatralische hatte und dem Society-Glamour nicht abgeneigt war. So war eine seiner Ehefrauen die Verlegerstochter Ingrid von Senger, eine andere die Gunter-Sachs-Cousine Putzi von Opel, und seine letzte Ehefrau, die Doktorin in Psychologie Lotti Höner, umwarb er, indem er auf dem Pferd vor ihr Schlafzimmerfenster ritt und den Antrag machte. Ein Mann mit Fantasie, der Bücher und den Witz liebte und sich mit der Gründung eines Literaturpreises für Satire und Humor im Jahr 2015 einen Lebenstraum erfüllte.

Der Jonathan-Swift-Preis ging bisher an die in Berlin lebende Wienerin Eva Menasse, an den österreichischen Sprachkünstler Wolf Haas (sein neuestes Werk, «Junger Mann»: grossar-

tig), den Amerikaner T. C. Boyle. Und jetzt wurde Joachim Meyerhoff ausgezeichnet, der exzellente Schauspieler und Schriftsteller.

Schauspielern sagt man ja nach, dass sie oft nicht so intelligent seien, wie sie glauben. Da sie meist intelligente Texte gescheiter Autoren sprechen, verschiebt sich die Wahrnehmung und Einschätzung der eigenen Intelligenz. Anders Joachim Meyerhoff: ein gescheiter, witziger Autor, ein kluger Schauspieler. Nicht umsonst wurde er zweimal zum «Schauspieler des Jahres» gewählt. Meyerhoff war gerade in Zürich, trat im zweimal vollbesetzten Schauspielhaus auf (beide Male stehende Ovationen nach der dreieinhalbstündigen Vorstellung). Zwischendurch nahm er, am Sonntagvormittag, den Literaturpreis entgegen. In seinen Büchern verarbeitet er seine eigene Biografie. Die Kindheit auf einem Psychiatriegelände (der Vater war Psychiatrieprofessor). Er outet sich als Mann, der gleichzeitig drei Frauen hat (da war er noch Jungschauspieler), taucht ein in die Welt der Grosseltern, bei denen er aufgewachsen ist – mit Musik, Philosophie und Ritualen.

Der Schauspieler Mike Müller, den man vom Fernsehen kennt («Der Bestatter» und als bessere Hälfte von Viktor Jacobbo), stand mit Meyerhoff am Zürcher Schauspielhaus in «Hamlet» auf der Bühne (Meyerhoff als Hamlet, Müller als Horatio); er hielt eine witzige Rede: «Joachim ist kein Kantinenschau spieler. Das sind die, die nach der Vorstellung und zwei Gläsern Weisswein besser sind als in der Vorstellung. Seine Kraft auf der



Fast verliebt

Comeback-Sex

Von Claudia Schumacher

Als sich Maria im Supermarkt vorbeugt, um den Quark im Kühlregal zu greifen, spürt sie ein Ziepen im Schritt – und muss grinsen. Wund wie eine Rodeo-Reiterin, das gab's seit ... keine

Ahnung ... jedenfalls: seit vielen Jahren nicht mehr. Es ist so lange her, dass sie keine klare Erinnerung daran hat. Gegen Ende ihrer Ehe war's nicht mehr so doll gewesen, da musste man sich einen Ruck geben, um auf den anderen draufzurollen. Aber jetzt, jetzt ist Maria zurück im Ring! Und trägt schon den ganzen Tag dieses debile Grinsen im Gesicht. Tatsache: Ein Jahr hatte sie keinen Sex. Seit der Trennung von Joel. Sie fühlt sich grossartig! Zehn Jahre jünger! Sie könnte Bäume ausreissen! Ein Gefühl, das sie das ganze letzte Jahr hätte gebrauchen können, als sie sich nass heulte, um dann wie ein Waschlapfen auf der Couch liegen zu bleiben, sobald die Mädchen bei der Oma oder bei Joel waren. Die letzte Nacht hat sie zurück ins Leben katapultiert.

Wieso vergisst man immer wieder die einfachsten Dinge im Leben? Zum Beispiel, dass



Ereignis: Lotti Höner, Preisträger Meyerhoff.



Viel Liebe: Jury-Präsident Lewinsky.



Schnellsprech-Kantate statt Streichquartett.

Bühne ist einzigartig. Und seine Bücher – das sind Homestorys der radikalen Art.»

Charles Lewinsky liess sich ein für den Preisträger massgeschneidertes Programm einfallen. Lewinsky: «An der Stelle, wo normalerweise das Streichquartett kommt, kommt hier – weil Meyerhoff das Schnellsprechen fasziniert – eine Schnellsprech-Kantate.» Sie wurde vorgetragen von drei Schauspielschülern der Zürcher Hochschule der Künste: Amy Lombardi, Isabelle von Stauffenberg und Morris Weckherlin. Die jungen Künstler eroberten die Herzen des Publikums, einer Zusammensetzung aus noch lebenden Freunden des Gönners – man sah: Paul und Krista Esterhazy, Kaspar Fleischmann, Thommy und Silva Preiss, Christa Henkel von Donnersmarck (bricht demnächst ihre Zelte in Zürich ab und übersiedelt mit Ehemann nach Salzburg) – sowie Literaturliebhabern und ein paar hübschen Frauen, die für Joachim Meyerhoff schwärmen (bei seinem Charme, seiner Aura und seiner Sprachgewalt nicht überraschend). Der Kulturjournalist Richard Kämmerlings hielt die Laudatio, ehe Verlegerin Nelleke Geel aus Amsterdam (Jurymitglied) und Charles Lewinsky den Check (20 000 Franken) überreichten. Der Dritte im Bunde der Jury ist Verleger Gerd Haffmans. Der las – als Ouvertüre zur Preisvergabe – den Text «Lügende Politiker» von Jonathan Swift (1667–1745). Der vor zirka 300 Jahren geschriebene Text ist so aktuell, dass er heute in der *Washington Post* erscheinen könnte.

Joachim Meyerhoff bedankte sich mit einer lustigen Rede und der lebensklugen Erkenntnis: «Man lacht, um nicht zu verzweifeln.» Eine pointengeladene, schwungvolle Veranstaltung; Stiftungsgründer Werner Dessauer hätte seine diebische Freude daran gehabt.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

ordentlicher Sex mehr Energie schenkt als eine Nacht unter dem Sauerstoffzelt?

Heute ist alles viel geiler. Schon die Tomate in Marias Hand fühlt sich verrückt an. Und sie spürt ihren Slip. Die sanfte Reibung ihrer Bluse an der Haut. Sie ist elektrisiert. Angeknipst.

Dabei hatte sie sich das so schwierig vorgestellt. Hatte immer gedacht, sie wäre so eine, für die Liebe und Sex untrennbar verbunden seien. Und dann: Online-Dating, diesen Simon kennengelernt, der echt keine Leuchte ist, aber regelmässig ins Fitnessstudio geht. Keiner jetzt mit Sixpack, aber schlank, gewaschen, grosse Hände – und er weiss, was er tut. Eigentlich müsste sie diesem Simon, der sie geistig und emotional kaltlässt, einen Präsentkorb schenken für das, was er letzte Nacht mit ihrem Körper gemacht hat. Aus einer selbstmitleidigen, verlassenen Zweifachmutter Ende vierzig hat Simon über Nacht eine Frau

gemacht, die sich wieder spürt. Eine sinnliche Frau. Und von jeder spiegelnden Oberfläche, an der sie heute vorbeiging, war sie positiv überrascht. Ihr eigenes Aussehen schmeichelt ihr. So rosig hat sie lange nicht ausgesehen.

Seit sie auf diesem Portal ist und mit Männern hin- und herschreibt, hat sie noch eine andere interessante Erkenntnis gewonnen: Alle sind kaputt. Völlig kaputt. Zum Lachen kaputt. Manche sind so geschädigt, dass sich Maria vor Schadenfreude Popcorn holen könnte, wenn sie ihre Geschichten liest. Das klingt gemein, aber: Das alles relativiert ihren Schmerz. Über 45 haben die meisten Menschen ein stellenweise abgestorbenes, mehrfach geflicktes Herz, das auch mal einen Schlag lang aussetzt. Aber Marias Herz, das schlägt jetzt wieder. Ziemlich laut, ziemlich jung, ziemlich gut.



Unten durch

Mäde

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du gehst mit deinem besten Freund, Mäde, ins Kino. Du und Mäde seid gefühlt seit der Erfindung der Glühbirne befreundet, aber die Wirklichkeit ist weniger romantisch. Ihr kennt euch seit dem Gymnasium, und nach der Matura habt ihr euch im Strom des Lebens verloren, denn Mäde heiratete sehr früh eine Dentalhygienikerin, die nicht wollte, dass er mit seinen Kumpeln rumsäuft, denn Alkohol löst Mineralien aus dem Zahnschmelz. Du wiederum hast sehr früh eine Juristin geheiratet, und als die erfuhr, dass Mäde mit siebzehn mal mit hundert Gramm getrocknetem Pferdemit verhaftet worden war, die er als echtes Haschisch zu verkaufen versucht hatte, verlangte sie von dir, dass du dich von ihm fernhältst. Sie befürchtete, die Freundschaft ihres Mannes mit einem gerichtsnotorischen Pferdemitverkäufer könnte ihre Karriere in der CVP gefährden.

Ja, und dann bekamen eure Frauen Kinder, und jetzt konntet Mäde und du euch erst recht nicht mehr treffen, denn diese Kinder waren anfangs richtig klein, die konnten nicht laufen, nicht sprechen und noch nicht fernsehen, was bedeutete, dass eure Frauen sich um sie kümmern mussten. Mäde und du habt euren Frauen jahrelang aufopferungsvoll dabei zugeschaut, wie sie die Kinder gefüttert, gewickelt und mit ihnen Bauklötze gestapelt haben. Es wäre unfair gewesen, wenn ihr euch in den Kneipen rumgetrieben hättet, anstatt euren Frauen abends bei der Kinderbetreuung visuell durch inniges Zuschauen zu assistieren.

Manchmal hast du Mäde angerufen: «Mann, wir sollten endlich mal wieder ein Bier trinken gehen!», und Mäde sagte: «Das Baby ist so anstrengend für meine Frau, ich kann sie jetzt nicht allein lassen.» Nachdem die Kinder gelernt hatten, sich selbständig ein Butterbrot zu schmieren, hätte man sie theoretisch mal einen Abend ihrem Schicksal überlassen können, aber wenn man Kinder hat, klaffen Theorie und Praxis immer so weit auseinander, dass man sich lieber gar nicht erst mit Freunden verabredet, es kommt sowieso immer ein Keuchhusten, eine verschluckte Zigarette, ein Holzsplitter im Füschen dazwischen, oder sie wollen einfach nicht,

» Fortsetzung auf Seite 72

>>> Fortsetzung von Seite 71

dass man weggeht, weil sie genau wissen, wie man Eltern psychisch fertigmacht.

Aber die Zeit heilt alle Wunden. Eure Kinder wurden endlich volljährig, ihr habt ihnen eine Wohnung gesucht und ihnen den Mietvertrag auf den Tisch geknallt und gesagt: «Unterschreib! Die Umzugskartons stehen im Keller!» Endlich liegen in euren Wohnzimmern keine Sportsocken mehr rum, die an der Spitze ganz hart sind, weil der Fusschweiss petrifiziert ist. Eure Frauen sind emotional zur Ruhe gekommen. Jahrelang wollten sie, dass ihr abends zu Hause bleibt, aber jetzt wäre ihnen das Gegenteil lieber. Sie sagen: «Du hast dich seit Jahren nicht mehr mit diesem Mäde, oder wie er heisst, verabredet – warum eigentlich nicht?, es würde dir guttun, mal wieder unter die Leute zu kommen.» Und jetzt sitzt ihr, Mäde und du, also wie gesagt im Kino, es sitzen nur Männer hier, weil es ein Film mit vielen Explosionen ist.

Ihr sitzt auf «Maximum Motion»-Vibrationssesseln – jedes Mal, wenn ein Zombiekopf explodiert, spürt ihr die Vibration in den Eiern. Ihr trinkt Bier aus der Flasche, aber jeder nur eins, denn Mäde hat Herzrhythmusstörungen und du eine chronische Gastritis. Nach dem Film trinkt ihr in eurer früheren Stammkneipe, die jetzt ein japanisches Restaurant ist, Jasmin-tee. Mäde sagt, dass er, als seine Kardiologin seine Brust vor der Ultraschalluntersuchung mit Gel eingerieben hat, fast einen Steifen gekriegt hätte, und du sagst, dass du eine Pistole gekauft hast: «Mit achtzig mache ich in einem Wald Schluss, ich will nicht, dass das Erbe meiner Kinder für meine Pflege draufgeht.» Nach diesem schönen Abend geht ihr nach Hause, und eure Frauen sagen: «Schon da? Es ist doch erst elf!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Gajas weisser Supertoskaner

Von Peter Rüedi

Angelo Gaja (geb. 1940) ist eine Institution in der italienischen Weinwelt. Auch wenn sich am «König des Barbaresco» die Geister scheiden (z.B. an seinen Versuchen mit internationalen Sorten anstelle des oder zusätzlich zum ortsüblichen Nebbiolo, dem Einsatz von Barriques und anderem, was ihm die Gegnerschaft des legendären Traditionalisten Bartolo Mascarello eingetragen hat): Selbst die ideologischen Gegner anerkennen seine Meisterschaft und sein unternehmerisches Geschick. Natürlich ist Gaja, der seine Lagenweine 1996 absichtlich von «Barbaresco» und «Barolo DOCG» in die Kategorie «Langhe DOC» deklassierte (um sich nicht an die rigorosen Vorschriften der Appellation halten zu müssen), diese andererseits durch exorbitante Preise nobilitiert – natürlich ist Gaja, der ausser einer universitären Ausbildung als Önologe auch einen Abschluss in Wirtschaftswissenschaften vorzuweisen hat, weniger Winzer im alten, idyllischen Sinn als vielmehr ein Weinunternehmer, der in

grösseren Zusammenhängen denkt und eine feine Witterung für neue Trends hat. So expandierte er in den achtziger und neunziger Jahren in die Toskana, kaufte ein Gut in Montalcino und, als sich der Hype um Bolgheri noch kaum abzeichnete, die Azienda Ca' Marcanda in Castagneto Carducci, ein paar Kilometer südlich der berühmten Zypressenallee von Bolgheri.

Dort entstanden Weine, die inzwischen ein sicherer Posten in der Kategorie «Supertuscans» sind – folgerichtig, sind doch die Leuchttürme der neuen Boom-Zone, Weine wie Sassicaia, Ornellaia oder Masseto, nichts anderes als der Versuch, mit Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc, Merlot oder Syrah grosse Weine vornehmlich im Bordeaux-Stil zu produzieren. So sind Angelo Gajas toskanische Weine von Ca' Marcanda bemerkenswerte, gewichtige Rote, die sich durch das feine Gespür auszeichnen, das sich Gaja im jahrelangen Umgang mit dem anspruchsvollen heimischen Nebbiolo erworben hat.

Hier sei allerdings kein Roter empfohlen, nicht das Spitzenprodukt «Ca' Marcanda» (Fr. 99.–), der noble «Magari» (Fr. 45.90) oder der bescheidenere «Promis» (Fr. 31.50), sondern der einzige Weisse von Ca' Marcanda, eine erstmals 2009 vinifizierte, ausnehmend gelungene Cuvée aus Vermentino und Viognier: kein durch Viognier-Parfüm aufgeschminkter Vermentino, sondern eine echte innige Verbindung von beidem: sehr aromatisch in den Frucht- und Blütennoten, sehr würzig, mit mineralischen Akzenten, guter Säure – am Gaumen ein mundfüllendes Crescendo; gleichzeitig diskret elegant und aufregend vielschichtig. Sozusagen der erste weisse Supertoskaner.

Ca' Marcanda di Gaja Vistamare Toscana IGT 2017. 14%. Weibel, Thun. Fr. 42.90. www.weibelweine.ch



Salz & Pfeffer

Dialog in 21 Gängen

Von David Schnapp

Kürzlich war ich in Los Angeles, und ein kulinarisch bewanderter Freund empfahl mir den Besuch eines Lokals namens «Dialogue». Vieles daran ist ungewöhnlich, das beginnt mit der Bezahlung. Es ist in den USA verbreitet, dass man Menüs im Voraus

bezahlt: 210 Dollar plus Steuern in diesem Fall – ein hervorragendes Preis-Leistungs-Verhältnis, wie sich später herausstellte.

Kurz vor dem Termin erreichte mich eine E-Mail mit detaillierten Angaben, wie das Restaurant in der grellbunten Einkaufsstrasse von Santa Monica zu erreichen sei. Man solle den Zugang über einen Hintereingang wählen, den Türcode 6479# eingeben und mit dem Lift in den ersten Stock fahren. Schliesslich gelangte ich inmitten eines Food-Court mit Waffeln und Tacos durch eine Türe ins «Dialogue», das aus einer offenen Küche und achtzehn Sitzplätzen besteht, ein Teil davon am Tresen.

Während ich den Köchen zusah, wie sie mit präzisen Handgriffen Teller anrichteten, kam ich bald mit Dave Beran in einen Dialog. Der Inhaber und Küchenchef hatte früher die Küche des «Alinea» in Chicago geleitet, eines der eigenwilligsten Restaurants der Welt. Nun servierte er mir gewissermassen den Übergang

vom Sommer in den Herbst, denn die Saison ist hier das Leitmotiv.

Nicht dass es in Kalifornien so etwas wie Jahreszeiten gäbe, Beran versucht sie in Aromen einzufangen. Das ist immer wieder genial, etwa bei einer Kombination aus Spaghettikürbis, Parmesan, Pinienkernen und fermentierten Aprikosen, die schmeckte wie ein Spätsommerabend. Die Brust eines Fasans, leicht rauchig wie Schinken, und dazu die geschmorte Keule, gerösteter Kohl, ein intensiver Fasanen-Jus – das liess sich problemlos mit einem herbstlichen Waldspaziergang assoziieren. Einundzwanzig Gerichte zogen in zwei Stunden vorbei, die meisten geschmacklich sehr stark, technisch versiert und auf jeden Fall einen ungewöhnlichen Abend wert.

Dialogue, 1315 3rd Street Promenade, Santa Monica, CA 90401. Reservation/Tickets über dialoguerestaurant.com
David Schnapp ist Autor beim «Gault & Millau Channel».



Auto

Heavy Metal

Weil der Range Rover P400e mit Hybrid-Antrieb so leise ist, empfehlen wir laute Musik dazu. *Von David Schnapp*

Ein Range Rover zu fahren, war schon immer etwas Besonderes. Denn, folgende Behauptung: Das Auto, das man steuert, wirkt sich auf einen selbst aus, es verändert das eigene Verhalten. Wer etwas anderes behauptet, ist entweder nicht ganz ehrlich, oder es fehlt ihm an Empathie. Es macht einen Unterschied, ob man einen Mini Cooper S steuert oder einen Range Rover P400e.

Gerade der Range Rover P400e macht aus mir einen anderen Menschen. Die Briten kombinieren einen relativ bescheidenen Vierzylinder-Turbobenziner mit einem Elektroantrieb und einer Batterie, die – theoretisch – Strom für knapp fünfzig Kilometer emissionsfreie Fortbewegung speichern kann. Es wirkt ausserordentlich elegant, wenn das grosse SUV lautlos oder nur mit einem leichten Knirschen der Reifen vom Hof rollt. Erhaben sitzt man über dem Alltag, leicht schaukelnd gleitet das luftgefederte Schwergewicht über die Autobahn.

Der Antriebsstrang muss dabei das stolze Gewicht von 2,5 Tonnen in Bewegung ver-

setzen, wobei Elektro- und Benzinmotor äusserst elegant ineinander verwoben wurden, so nahtlos wirken die Übergänge. Theoretisch ermöglicht die Batterie bis zu fünfzig Kilometer elektrische Reichweite, aber gerade im Stop-and-go-Verkehr der Stadt leert sie sich schneller, als einem lieb sein kann – die Masse des Autos wirkt sich hier deutlich aus. Die Vorteile des Hybridantriebs zeigen sich eher auf Mittel- und Langstrecken, mit einem Verbrauch von 7,6 Litern im Test schafft der Range Rover einen ziemlich beachtlichen Wert.

Absolute Gemütlichkeit

Sobald ich am Steuer des «Range» sitze, wie ihn seine zahlreichen Fans liebevoll rufen, in das weiche Leder gebettet, für das vermutlich eine halbe Herde britischer Rinder herhalten musste, sinkt mein Ruhepuls fast schlagartig. Nichts scheint mehr dringend zu sein, man glaubt hier drin alle Zeit der Welt zu haben, und wegen der Mischung aus absoluter Gemütlichkeit und grosszügigem Raumangebot

wären selbst eine oder zwei Übernachtungen an Bord kein Problem. Zur luxuriösen Ausstattung gehört neben Sitzen mit Massagefunktion auch das eleganteste Bediensystem, das zurzeit erhältlich ist.

Damit ich vor lauter Ruhe und Entspannung am Steuer aufmerksam bleiben konnte, habe ich für den Range Rover die passende Musik gesucht. Fündig wurde ich in der Abteilung «Heavy Metal», die Musik der amerikanischen Band Disturbed ist der perfekte Kontrast zur Leder-und-Gemütlichkeit-Atmosphäre in dem Auto. Der Gitarrist Dan Donegan definiert die Musik seiner Band so: «Wir legen grossen Wert auf fette Riffs der alten Schule, gute Melodien, «Doublebass» und etwas Pathos.» Dies alles trifft im übertragenen Sinn auch auf den Range Rover zu. Wer noch nie etwas von Disturbed gehört hat, spielt am besten mal die Coverversion von Simon and Garfunkels «Sounds of Silence» ab: Die klingt so eindrücklich, wie der Range Rover fährt.

Range Rover P400e Autobiography
 Leistung: 404 PS / 297 kW; Hubraum: 1997 ccm;
 Drehmoment: 640 Nm; Höchstgeschwindigkeit: 220 km/h;
 Verbrauch (EU-Norm): ab 3,1 l / 100 km;
 Beschleunigung 0–100 km/h: 6,8 sec;
 Preis: Fr. 156 700.–, Testauto: Fr. 164 120.–

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich in der Kirche eine Zigarre anzünden? Es gibt kein Rauchverbot, und die wenigen Kirchgänger würde es in diesen hohen Räumen sicher nicht stören. Auch ein Kirchen-Fumoir würde den Gottesdienst beleben. *Klaus Naegeli, Ebmatingen*

Ihre Anregung knüpft an echte Glaubenserfahrungen an: *Als Jesaja zum Propheten berufen wurde, füllte sich der Tempel mit Rauch (Jes 6,4)*. Manche Kirchen duften nach Weihrauch, und über die Papstwahl wird die Welt jeweils mittels Rauchzeichen unterrichtet. Bedeutende Theologen wie Karl Barth waren passionierte Pfeifenraucher. Leider sind heute Indoor-Veranstaltungen wie Gottesdienste, Konzerte, Bahnfahrten, Sport, Shopping und sogar privates Wohnen einem gnadenlosen Qualmverbot unterworfen. Deshalb empfehle ich, wie ich selber oft getan habe, den Tabak nach dem Gottesdienst draussen zu entzünden. Ein rebellischer Versuch mit Tabakrauch in der Kirche bürge etwas Konfliktpotenzial, wohl mehr mit der Kirchenpflege als mit Gott.

Peter Ruch

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Es darf doch nicht sein, dass Volksentscheide unter dem Vorwand der EU-Kompatibilität nicht mehr umgesetzt werden!» *Hans Rudolf Wehrli*

Scheinwelt

Nr. 46 – «Gebot grundlegender Menschlichkeit»; *Walter Kälin zum Migrationspakt*

Der Migrationspakt ermögliche erfolgversprechendere Verhandlungen für Rückführungen nach Eritrea, wird da gesäuselt. Fakt ist aber, dass in Bern kein Mensch überhaupt nur den kleinsten Willen verspürt, sich echt und glaubwürdig für Rückübernahmen einzusetzen. Eine Scheinwelt, wie sie deutlicher nicht gezeigt werden könnte! Klar, dass sich Uno-Mitgliedstaaten, die Flüchtlinge «produzieren», den Migrationspakt sehnlichst wünschen, weil ihre Diaspora dann noch viel mehr Geld (aus der lokalen Sozialhilfe!) in ihre Herkunftsländer überweisen könnte. Eine Situation, die wir Schweizer einfach so hinnehmen? Bundesbern muss endlich aufhören, die Schweiz mit allen Tricks und Schlaumeiereien immer handlungsunfähiger zu machen.

Kurt Gschwind, Lupsingen

Demokratie im Taschenformat

Nr. 46 – «Feile, Axt und Augenbinde»; *Valentin Vogt zur Selbstbestimmungsinitiative*

Unverständlich, dass auch Verbände wie Economiesuisse unsere Wirtschaft unters Joch der EU bringen wollen – eines verkorksten Konstrukt, das seinem Ende näher ist als seinem Anfang. Statt sich in Wirtschaftsgemeinschaften zusammenzufinden, glauben Euro-Turbos immer noch an grosse politische Zusammenschlüsse. Gewisse Kreise wollen gar eine europäische Armee, ja eine Weltregierung! Der Uno-Migrationspakt, den der Bundesrat unterschreiben will, sagt weiss Gott genug über solche Hirngespinnste. Politik hat in allererster Linie Rahmenbedingungen zu setzen, statt sich einzumischen, zu regulieren und sich zu verbiegen, wenn ihr ein Beschluss des Volkes nicht genehm ist. *Bruno Fäh, Baar*

Warum besteht eine solche Angst vor der Selbstbestimmungsinitiative? Unsere Verfassung enthält ja Menschenrechte von einer Qualität, die sich weltweit sehen lassen kann. Falls nach Annahme der Initiative eine Kollisionsgefahr in Bezug auf das Völkerrecht bestehen sollte, kann ja eine Verfassungsänderung angestrebt werden. Das Volk muss dann halt darüber abstimmen. Sagt es «ja», kann das Völkerrecht übernommen werden, sonst nicht. Was ist daran störend? Aber genau das wollen die Geld- und Gutmenschen, die Elite und die Manipuliermedien nicht. Der Volkswille soll ausgehebelt, die direkte Demokratie auf Taschenformat reduziert werden. *Ernst Zürcher, Rüfenacht*

Es darf doch nicht sein, dass – wie bei der Masseneinwanderungsinitiative – Volksentscheide unter dem Vorwand der EU-Kompatibilität nicht mehr umgesetzt werden! Nur die allerdümmsten Kälber wählen ihre Metzger selber. *Hans Rudolf Wehrli, Remetschwil*

Die andere Seite

Nr. 45 – «Wie Hühner in einem Käfig»; *Sophie Mühlmann über die Rohingya*

Eins vorweg: Die Aktionen des myanmarischen Militärs sind als Völkermord zu verurteilen. Auslöser waren jedoch Gewalttaten von Angehörigen der Rohingya, die im saudischen Exil ihre Aktionen vorbereiteten. Würde das myanmarische Militär nichts unternehmen, würde die Minderheit – unterstützt mit saudischen Geldern – immer stärker und begänne, die einheimische Bevölkerung zu drangsalieren. Myanmar wäre nicht der erste Staat der Welt, der islamisiert würde – und bald wäre in keiner einzigen westlichen Zeitung noch irgendetwas über die Vorgänge in Myanmar zu lesen.

Stefan Börner, Betschwanden

Immer weiter

Nr. 46 – «Bums ohne Dings»; *Rico Bandle über Aids-Prävention*

Es war bei staatlichen Kampagnen schon immer so. Regel eins: Wenn sie erfolgreich sind, werden sie weitergeführt. Regel zwei: Wenn sie nicht erfolgreich sind, werden sie erst recht weitergeführt. Jetzt kommt offenbar noch Regel drei: Wenn sie überflüssig werden, kehrt man sie um und fördert das Gegenteil. Es gelten dann wieder die Regeln eins und zwei.

Ulrich Bollmann, Oberwil b. Zug

Schweizer Esprit-Hochburg

Nr. 46 – «Amor et dolor»; «Unten durch» von *Linus Reichlin*

Die Kolumne von Linus Reichlin entwickelt sich allmählich zur Schweizer Esprit-Hochburg. Überhaupt sind die Kolumnen in der *Weltwoche* ohnegleichen. Wenn es mehr davon gäbe, kaufte ich mir ein Abo und müsste nicht mehr extra zu den Eltern ins Emmental fahren. *Christoph Geissbühler, Bern*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1	2	3	4		5	6	7	8		9	10	11	12	13
14				15		16			17		18			
19														
20						21					22			
			23		24				25	26				
27		28							29			30		31
32					33	34		35				36	37	
				38				39			40			
41	42		43		44						45			
46				47				48						
49											50			
	51							52						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Erfolgsverhinderer: die Angst vor ihnen
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Für die wirkliche Neuigkeit fehlt leider der Anfang. 5 Bevor etwas anderes geschieht. 9 Kein Mittelmeerfisch sondern Inselbewohner. 14 „Buenos“ – nein, nicht „dias“, eher städtisch. 16 Wo Wolle ist, war mal ein Laut. 18 Fans sehen Madrid meist so. 19 Energievolle Überbrückungsmassnahme. 20 Der so genannte Berthold in „Stromberg“. 21 Bei ihr denken einige spontan an ein Länderspiel. 22 Sind eins: dieser Vorname und jene Säugetiere. 23 Ein Mond und ein Metall. 25 Na, da fehlt noch genau das für die Jagdgöttin. 27 Weiblicher Vorname, in Deutschland sehr bekannt. 29 Tessiner mögen die AFC nicht besonders, Deutschschweizer sie. 32 Geruchloser Lichtspender. 33 Bereits Heinrich VIII. kam auf den Hund. 36 Bei ihr geht's kurz gesagt um Menschen- und Arbeitsrechte. 38 Sicher für Genfer, sicher nicht für Basler. 39 Energiemessgeräte brauchen einen. 41 Die Thur von doppelter Länge - in Norwegen. 44 Es sei nicht verhehlt, dass an dieser Stelle etwas fehlt. 45 Dunants Erbe: von ihm verwaltet. 46 Ein von Plautus gegebener Name, bedeutungsvoll. 48 Er hat seinen Fall: den Erdball. 49 Der stille, wie ihn Graham Greene schilderte. 50 Gut, dass Gott ihm keine Hörner gab. 51 Der Geldschein in Rückenansicht zeigt in Vorderansicht ein Internat nahe London. 52 Der eines Bruchs interessiert den Chirurgen nicht.

Senkrecht — 1 Ob die Wüste lebt, hängt wohl von ihr ab. 2 Was ein solcher Glaskasten nicht alles präsentiert. 3 Aktiv wie es ist, lässt es uns strahlen. 4 Respekt, wer sie sich erworben hat. 6 Ergänzt sich mit 46 waagrecht, doch nun in grösserer Quantität. 7 Typisch Schweiz: Bier und Berg. 8 Etwas ausser Mode, doch in der Hand liegt es weiterhin gut. 10 Wo die Arche Noah gestrandet sein soll. 11 Sie als Voraussetzung für späteres Trinkvergnügen. 12 Prinz Hamlet und was er war. 13 Sie ist für Franzosen keine Einheit. 15 Ist die Neigung entsprechend, bringt sie einem nach oben. 17 Blau, rund und klein, dann schmeckt sie fein. 24 Für die Sippe völlig klar: Sie bleiben unantastbar. 26 Mach eins zu drei, und fertig ist das zusammengedrehte Gebilde. 27 Caesar eroberte die Stadt nach der Überquerung des Rubikon. 28 Fast-food schmeckt ihm gar nicht gut. 30 Das Verfahren macht aus Bäumen Kleider. 31 Presse, die Druck ausübt, zumindest regional. 34 Was Bauern und Banker gleichsam schätzen. 35 Lügen, so der Volksmund, seien der erste Schritt zu ihm. 37 Er ist die Unfähigkeit, Wut in Aktion umzusetzen. 40 Mit Musse tun - die entspannende Alternative hierzu. 42 Nicht der Tomme Vaudoise, sondern der ähnliche de Potensac. 43 Geht es flot voraus, wird daraus etwas Russisches. 47 Das Delta der Venus: ihr zu verdanken.

©Fritz Müller - Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 593

K	E	R	M	I	T		S	C	H	A	E	R	P	E
A		A		T	E	N	O	R		G		E	A	U
K	A	U	S	A	L		D	U	E	R	F	T	I	G
I	Q	B	A	L		S	O	Z	I	O	L	O	G	E
	U		B	I	S	A	M		C		A	U	E	N
K	A	A	B	A		T		K	H	M	E	R		I
U	R	E	A		L	U	X	U	S		C	E	R	O
R	E	N	T	I	E	R		P	T	A	H		U	
V	L	G		G	E	N	D	A	R	M	E	R	I	E
E	L	S	N	E	R		O	L	I	B		I	N	S
N		T		H	E	R	R		C	O	R	N	E	R
	L	E	M	O	N		O	C	H	S		D	N	A

Waagrecht — 1 KERMIT (Frosch aus der Muppet Show) 5 SCHAERPE 11 TENOR 12 EAU (plate, franz. f. [stilles] Wasser) 13 KAUSAL (-satz) 16 DUERTIG 19 IQBAL (arab. Vorname, heisst dt. glücklich) 20 SOZIOLOGE 21 BISAM 22 AUEN (steht auch für Mutterschafe) 23 KAA-BABA 25 KHMER 26 UREA (lat., medizinisch für Harnstoff) 27 LUXUS 28 CERO (span. f. Null) 30 RENTIER 32 PTAH 34 VLG (Abk. f. Verlag) 35 GENDARMERIE 39 ELSNER (Filmtitel Alles inklusive) 40 OLIB 41 INS 42 HERR 43 CORNER 44 LEMON 45 OCHS (Kapaun: kastrierter Hahn) 46 DNA

Senkrecht — 1 KAKI 2 RAUB 3 ITALIA 4 TEL (-l) 5 SODOM 6 CRUZ (port. f. Kreuz) 7 AGRO (-nom, nom = franz. f. Name) 8 RETOURE 9 PAIGE 10 EUGENIO (Montale, it. Schriftsteller, Buchtitel: Was bleibt ...) 14 SQUARELL 15 SABBAT 17 EICHSTRICH 18 FLAECHE 20 SATURN 23 KURVEN 24 AENGSTE 25 KUPAL 27 LEEREN 29 RUINEN 31 IGEHO 33 AMBOS (-s) 36 (Pomo-) DORO (it. f. Tomate) 37 RIND 38 ESRA (aram. f. Gott ist Hilfe, er war Priester im Alten Testament)

Lösungswort — HALTESTELLEN



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien